

CISCO. CAROLO.

XLII.

TAS.

Mira Miladinović Zalaznik – Harald Heppner (Hrsg.)

EUROPA
SÜDÖSTLICH DES WESTENS
HISTORISCHE AN- UND EINSICHTEN

Europa südöstlich des Westens

Historische An- und Einsichten

Herausgegeben von
Mira Miladinović Zalaznik und Harald Heppner



INSTITUTE NOVA REVILJA
FOR THE HUMANITIES

Die Publikation erscheint im Rahmen des Forschungsprogramms P6-0341, Forschungsprojekts J7-4631 und Infrastrukturprogramms I0-0036 des Instituts Nova Revija für Humanwissenschaften (INR; Ljubljana, Slowenien), die von der Slowenischen Agentur für wissenschaftliche Forschung und Innovation (ARIS; Ljubljana, Slowenien) finanziell unterstützt werden.

CIP - Kataložni zapis o publikaciji
Narodna in univerzitetna knjižnica, Ljubljana

94(4-12)(082)
930.85(4-12)(082)

EUROPA südöstlich des Westens : Historische An- und Einsichten
/ herausgegeben von Mira Miladinović Zalaznik und Harald Heppner.
- Ljubljana : Inštitut Nove revije, zavod za humanistiko, 2023. -
(Humanistische Reihe INR)

ISBN 978-961-7014-37-2
COBISS.SI-ID 167719683

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	5
MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK und HARALD HEPPNER	
<i>Einleitung</i>	9
HARALD HEPPNER und MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK	
<i>Im Labyrinth der Räume</i>	19
KONRAD CLEWING	
Im Labyrinth der Räume	
<i>Diversität versus Nivellierung</i>	49
GABRIELLA SCHUBERT	
Diversität versus Nivellierung	
<i>Mobilität und Vernetzung</i>	89
OLGA KATSIARDI-HERING	
Mobilität und Vernetzung	
<i>Elitenwechsel als Herausforderung</i>	111
ALEŠ MAVER	
Überlegung zum Erhalt der gesellschaftlichen Hierarchien und Elitenwechsel am Beispiel Sloweniens im 20. Jahrhundert	
<i>Das kulturelle Erbe: Lasten und Chancen</i>	141
EVA KOWALSKA	
Die <i>europäische</i> Dimension des Kulturerbes versus dessen na- tionale oder sozialistische Vereinnahmung	
<i>Dichotomie zwischen Europa und seinem Südosten</i>	169
HARALD HEPPNER	
Die Dichotomie der Perspektiven zwischen dem <i>Westen</i> und <i>Europas Südosten</i>	
<i>Nachwort</i>	203
MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK und HARALD HEPPNER	
<i>Autorinnen und Autoren</i>	205

Vorwort

MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK und HARALD HEPPNER

Auf Initiative des *Instituts Nova revija*, dessen Fachleute¹ auf dem Gebiet der Humanwissenschaften forschen, geht die Gründung des internationalen *Forums* für Humanwissenschaften zurück, die am 12. November 2014 in Ljubljana/Laibach erfolgt ist (<http://www.for-hum.com/wp-content/uploads/2018/02/EN-Declaration.pdf>). Seither sind dem Forum 124 Mitglieder aus weltweit 39 Ländern beigetreten. Sie verstehen diese Plattform als Möglichkeit, die Zusammenarbeit von Institutionen im regionalen und überregionalen Rahmen als eine Möglichkeit der Reflexion auf dem Gebiet der Humanwissenschaften zu nutzen und sich gleichzeitig interaktiv neuen Herausforderungen zu stellen: Die Humanisierung unseres Lebens und Schaffens wird global ins Blickfeld genommen.

Nach der Gründung des *Forums* kam es zur ersten Tagung unter dem Titel *Critical Humanity*, an der Bernhard Waldenfels (Deutschland), Žarko Paić (Kroatien), Werner Wintersteiner (Österreich) und Dean Komel (Slowenien) ihre Standpunkte ausgetauscht und sie den Anwesenden zur Diskussion gestellt haben.

Unsere Diskurse thematisieren historische und zeitgenössische Dimensionen der Humanwissenschaften, wobei der Mehrsprachigkeit und Interkulturalität einerseits und der individuellen Freiheit und gesellschaftlichen Gerechtigkeit andererseits Rechnung getragen wird. Sie bezwecken, der Förderung von Humanisierungsmöglichkeiten in der heutigen Welt hohe Relevanz zuzuweisen (<https://www.for-hum.com/presentation/>).

Die erste größere Konferenz des *Forums* wurde 2015 in Zagreb/Agram (Kroatien) unter dem Titel *The Development of Democracy*

1 In den hier veröffentlichten Beiträgen wird das generische Maskulinum verwendet. Es darf darauf hingewiesen werden, dass durchgehend, ohne es gesondert zu erwähnen, die feminine Form mit gemeint ist.

vom Institut Nova Revija (INR), vom Center for Democracy and Technology (CDiT), vom Institut für Europa- und Globalisierungsstudien (IEgS), von der Taiwan Foundation for Democracy und von der Slovenia–Taiwan Friendship Association organisiert. Sie erfreute sich wohl wegen der ReferentInnen aus Südost- und Mitteleuropa wie aus Taiwan eines regen Interesses der kroatischen Medien.

Die Ergebnisse unserer Arbeit werden in Druckschriften (Bücher, Zeitschrift *Phainomena*: <https://www.phainomena.com>) und Internetpublikationen (Internetportal *FORhUM – Forum za humanistiko / Forum für Humanwissenschaften / Forum pour les sciences humaines / Forum per gli studi umanistici / Forum for the Humanities*, <https://www.for-hum.com>) der interessierten Öffentlichkeit vorgelegt. In Buchform sind bisher drei Bände erschienen: *Freiheit und Gerechtigkeit – eine Herausforderung der Demokratie und der Humanwissenschaften = Freedom and justice as a challenge of the humanities* (2018), der auf die gleichnamige Konferenz in Ljubljana 2016 zurückgeht, gefolgt vom Band *Europe at the crossroads of contemporary world: 100 years after the Great War = Europa an den Scheidewegen der gegenwärtigen Welt. 100 Jahre nach dem Großen Krieg* (2020), wo die Ergebnisse der Konferenz in der Villa Vigoni in Lovenjo di Menaggio (Italien, 2018) enthalten sind. Der dritte, 2021 erschienene Band *Europa östlich des Westens: 30 Jahre Transition. Quo vadis? = Europe East of West: 30 years of transition. Quo vadis?* umfasst die Resultate der Konferenz aus dem Jahr 2019 in Pécs/Fünfkirchen (Ungarn).

Die vorliegende Publikation des *Forums*, diesmal zum Thema *Denken über Europa südöstlich des Westens. Historische An- und Einsichten*, stellt innerhalb unserer bisherigen Veröffentlichungen ein *Novum* dar und verfolgt mehrere Ziele. Bei dieser Themenstellung und diesem Format handelt es sich um einen ersten Versuch, nicht, wie dies Handbücher tun, die Geschichte von *Europa südöstlich des Westens* als Ganzes abzubilden, sondern bestimmte historische Phänomene in den Vordergrund zu rücken, die für das Verständnis der Gegenwart besonders wichtig erscheinen und deren Erklärungen

nicht irgendwo anders abrufbar sind. Dazu gehört eine gewisse Portion an Mut, denn die eine oder andere An- und Einsicht entspricht nicht gängigen Meinungen, die ›man‹ zu haben hat. Jene Positionen mögen als unbequem interpretiert werden, doch verfolgen sie das Ziel, das Bild über die Vergangenheit nicht verschleiern zu belassen. Umgekehrt geht es aber auch nicht darum, bestimmte Sachverhalte regelrecht zu enthüllen, sondern bloß darum, wissenschaftliche Erfahrungen *sine ira et studio* vorzulegen und damit einen Beitrag für die geistige Integration in Europa zu leisten.

Der vorliegende Band, der vierte in der *Forum*-Reihe, zielt darauf ab, *Historische An- und Einsichten* zu vermitteln, die von Fachleuten Historischer Wissenschaften stammen, aber doch so aufbereitet sind, dass auch ein nichtwissenschaftliches, aber interessiertes Publikum die Möglichkeit bekommt, Ein-, Durch- und Ausblicke zum Thema dargeboten zu bekommen. Es versteht sich von selbst, dass die Positionen von sechs Personen nicht ausreichen, das Thema hinlänglich abzudecken. Stellte man jedoch ein ungleich umfangreicheres Kompendium zusammen, würde es allein ob seines Umfangs ungleich weniger gelesen werden. Daher ist das vorliegende Format mit Absicht so gewählt worden.

Harald Heppner, der Jahrzehnte an der Universität Graz das Fach *Südosteuropäische Geschichte* gelehrt hat, ist deshalb zum Mitherausgeber auserkoren worden, weil er schon mehrfach bei Initiativen unseres *Forums für Humanwissenschaften* mitgewirkt hat und bei der Erstellung des Konzepts maßgeblich beteiligt gewesen ist. Gabriella Schubert – in Budapest geboren – ist eine der namhaftesten Balkanologinnen in der Bundesrepublik Deutschland, weshalb es naheliegend schien, sie einzubinden. Die geborene Athenerin Olga Katsiardi-Hering setzt sich bei ihrer akademischen Tätigkeit zum vorrangigen Ziel, die Zusammenhänge der Geschichte der Griechen und Griechenlands mit dem europäischen Westen zu erforschen und zu lehren; daher erscheint sie prädestiniert, an dem vorliegenden Kompendium mitzuwirken. Auch Eva Kowalska, die an der Slowakischen Akademie der Wissenschaften viel Forschungserfahrung akkumuliert hat, ver-

fügt über einen vergleichbaren Zugang: Einerseits obliegt es ihr, sich der slowakischen Geschichte zu widmen, andererseits lässt sich jene nie ausloten, ohne die Einbettung slowakischer Themen in das größere Ganze vorzunehmen. Aleš Maver von der Universität Maribor/Marburg eignet sich für die Mitarbeit deshalb besonders, weil sein Verständnishorizont von Geschichte weit über enge Fachgrenzen hinausreicht und ihn daher stets von neuem veranlasst, Themen mit Slowenienbezug in einem breiteren Blickwinkel zu erfassen. Und Konrad Clewing ist für ein solches Vorhaben wie das vorliegende unverzichtbar, denn er bringt nicht nur viel Erfahrung durch seine eigene Forschungstätigkeit ein, sondern gehört als Mitherausgeber fundamentaler Veröffentlichungen zur Geschichte des südosteuropäischen Raumes auch zu jenen Personen, die »an der Quelle« sitzen.

Die Erarbeitung setzt sich aus zwei Schritten zusammen. Der erste Schritt bestand darin, die sechs Fachleute im November 2022 nach Ljubljana einzuladen und in sechs Gesprächsrunden über eineinhalb Tage einen regen Gedankenaustausch vornehmen zu lassen; jene Veranstaltung wurde filmisch aufgezeichnet und ist hiermit dokumentiert (<https://www.youtube.com/watch?v=FthXhdh0QOY&list=PLV6uJ-ba1sev7ywdFFvtMS0Gstdr2dJ2CK>). Der zweite Schritt bestand in dem Auftrag an die sechs Autorinnen und Autoren, den Stoff der Debatten zu Texten zu machen. Alle Mitwirkenden wurden gebeten, den Haupttext für eines der Kapitel zu übernehmen und eingeladen, zu diesen Haupttexten entweder Stellung zu nehmen oder ergänzende Beiträge zu verfassen. So wird versucht, einen Teil des mündlichen Diskurses auch in *Druckform* der interessierten Leserschaft vorzulegen.

Einleitung

HARALD HEPPNER und MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK

Der mit dem Namen *Europa südöstlich des Westens* bezeichnete Teilraum am Kontinent ist ein Konstrukt, weil aus dem geographischen Raum namens Europa eine bestimmte Region ausgewählt und zum Betrachtungsgegenstand gemacht wird. Deshalb stellt sich die Frage, welche Vorteile daraus erwachsen, d. h. welche Erkenntnisse daraus abzuleiten sind. Der Vorteil liegt auf der Hand, denn mit quasi einer Lupe kann man bestimmte Sachverhalte auf diese Weise näher erkennen und besser verstehen. Allerdings muss man sich vor Augen halten, welche Risiken damit verbunden sind: Indem man einen bestimmten Raum zum Betrachtungsgegenstand macht, rücken die Nachbarsräume, die allein durch ihr Vorhandensein einen prägenden Einfluss ausüben, automatisch an den Rand der Betrachtung; dieser Fehler muss so gering wie möglich gehalten werden. Wenn es darum geht, An- und Einsichten über *Europa südöstlich des Westens* vorzustellen, empfiehlt sich also, den Konnex zur Umgebung nicht außer Acht zu lassen; dann wird der Schauplatz nicht zu etwas Künstlichem und Irrealem gemacht. Es gibt jedoch noch einen zweiten Vorteil, indem Zusammenhänge innerhalb des gewählten Raumes erkennbar werden, die den Einheimischen wegen ihrer überwiegend nationalen Innensichten nicht oder nicht ausreichend bewusst sind.

Jener Schauplatz ist ein Teilraum des Kontinents, der in sich weder Einheit war noch ist, aus dem Blickwinkel des größeren Ganzen jedoch Eigenheiten aufweist, die nicht nur von seinem Inneren abzuleiten sind, sondern sich auch durch die Einbettung in die Umgebung begründen lassen. Infolge der unterschiedlichen Gegebenheiten sind vier Teilräume erkennbar (Heppner-Posch 2014, 91–100).

Derjenige Teilraum, bei dessen Entwicklung der europäische Westen den kontinuierlichsten Einfluss ausübte und ausübt, korreliert mit dem Territorium der ehemaligen Habsburgermonarchie (heute: Slowakei, Ungarn, Südwesten der Ukraine, der Westen Rumäniens, das

nördliche Serbien, Binnenland-Kroatien, Binnenland-Slowenien). Maßgeblich für die Konsistenz innerhalb dieses Raumes sind mehrere Faktoren: 1. Der Wille der Habsburgerdynastie, rund 400 Jahre lang unter wechselnden Rahmenbedingungen Kohäsionen zwischen den einzelnen Provinzen aufzubauen und zu bewahren; 2. Das Erfordernis, Errungenschaften aus Richtung Westen in das eigene Herrschaftsgebiet zu übernehmen; 3. Die Ambition der provinziellen bzw. nationalen Kräfte, sich Handlungsspielraum gegenüber der Reichszentrale zu bewahren oder zu schaffen; 4. Der Wille der Dynastie, auf der Ebene kontinentaler Strategien eine substantielle Rolle zu spielen (»Großmacht«).

Derjenige Teilraum von *Europa südöstlich des Westens*, der im Vergleich zu den anderen am stärksten unter dem Einfluss Osteuropas stand und steht, ist der Raum östlich bzw. südöstlich der Karpaten, d. h. die ehemaligen Fürstentümer Walachei und die Moldau. Das östliche Terrain der Moldau – das Gebiet zwischen den Flüssen Pruth und Dnjestr – ist 1812 und dann wieder 1940 und 1944 von Russland bzw. der Sowjetunion annektiert worden und zuerst unter dem Namen *Bessarabien* und später *Moldawien* (nicht identisch mit *Bessarabien*!) bekannt geworden. Zu den spezifischen Faktoren dieses Teilraumes gehört eine spezielle ethnische Gemengelage und die »Objektrolle« bei allen Arten von Interaktionen zwischen Osteuropa (heute: Ukraine, Russland) und dem Balkanraum. Dazu gehören z. B. die militärischen Konflikte zwischen Byzanz und der Kiewer Rus (10.–11. Jahrhundert), die Tendenzen der Reitervölker (Petschenege, Kumanen, Mongolen), ihren Machtbereich von der Wolga bis an die Untere Donau auszudehnen (11.–14. Jahrhundert), oder die Einbeziehung des Terrains durch die Osmanen, um eine Landbrücke zum Chanat der Krim sicherzustellen (15.–18. Jahrhundert). Seit dem frühen 18. Jahrhundert ist es der kontinuierlich bestehende Druck von Seiten Russlands, Einfluss auf den Balkanraum zu bekommen und das Schwarze Meer zu beherrschen. Diese Langzeit-Konstellation hatte zur Folge, dass weder Moldawien, Rumänien noch Bulgarien in der Schwarzmeerpolitik bislang eine tragende Rolle übernehmen

konnten. Die Nachbarschaft zum Byzantinischen, Habsburgischen, Russischen und Osmanischen Reich bzw. zur Sowjetunion ließen es bislang für diesen Teilraum nicht zu, aus der Rolle des Objekts herauszukommen und mehr als nur kleinräumige Kohäsionskräfte zu entfalten. Auch wenn Rumänien seit 1918 erheblich größer geworden ist, hat sich an dieser Problematik nichts Grundsätzliches geändert.

Der dritte Teilraum deckt sich mit dem Binnenraum der Balkanhalbinsel (heute: der Großteil Serbiens, Griechenlands und Albaniens, Bulgarien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Kosovo).

Er ist mit dem erstgenannten Teilraum insoweit vergleichbar, als auch seine Geschichte – betrachtet man die Entwicklung seit der Völkerwanderungsperiode – überwiegend von imperialen Konzepten geprägt war, weshalb vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart der politische Alltag davon bestimmt worden ist, sich für oder gegen großräumige Ordnungskonzepte einsetzen zu müssen. Der Unterschied zur Habsburgermonarchie besteht jedoch darin, dass die Vernetzung des Schicksals dieses Teilraumes seit der Antike mit dem Faktor *Nahost* normatives Gewicht bekommen und behalten hat: Das antike Griechenland hatte intensive Beziehungen zu Kleinasien, Persien und dem übrigen Orient; das Römische Reich setzte diese Tradition fort, und auch das Oströmische Reich versuchte, diese ›Brücke‹ aufrechtzuerhalten (und sei es mit Hilfe des Orienthandels bis ins 15. Jahrhundert). Im 7. Jahrhundert setzte jedoch ein umgekehrter Prozess ein, indem es zu Initiativen zuerst der Araber (*Sarazenen*, 9.–10. Jahrhundert) und dann der Osmanen (14.–20. Jahrhundert) kam, sich des Balkanbinnenraumes zu bemächtigen. Auch wenn die aktuelle Rolle der Türkei mit der der osmanischen Sultane nicht vergleichbar ist, wird dennoch ersichtlich, dass im Nahen Osten verortbare Komponenten (z. B. die Nahostkonflikte) für den Balkanraum noch immer von Bedeutung sind.

Der vierte Teilraum von *Europa südöstlich des Westens* umfasst jene Küsten und Inseln im Mittelmeer, die einen eigenen historischen Weg gegangen sind (heute: Küsten-Slowenien, Küsten- und Insel-Kroatien, Küsten-Montenegro, Küsten-Albanien, Küsten- und Insel-Griechen-

land): Ihre Besonderheit macht nicht nur der mediterrane Charakter aus, sondern auch die Zugehörigkeit zur Nutzungsgemeinschaft des Wassers. Daher ist der historische Verlauf jenes Einzugsgebietes über weite Strecken nicht in allem, aber vielem von dem abgekoppelt, was sich auf die jeweiligen Hinterländer bezieht. Diejenige Macht, die dieses Küsten- und Inselterrain über zahlreiche Generationen einst gebündelt hat, war die Handelsrepublik Venedig, die fast 800 Jahre (ca. 1000 n. Chr. bis 1797) in diesem Teilraum dominant war.

Zur Diversität innerhalb *Europas südöstlich des Westens* gehört weiters, dass es innerhalb des Raumes kein Zentrum gab und gibt, von dem ordnende Kräfte ausgingen, die es ermöglicht hätten, aus dem Konglomerat von Teilräumen etwas verfestigtes Ganzes zu machen: Tatsächlich besteht dieser Schauplatz aus einer großen Zahl kleiner Regionen, die nach und nach zu nationalen Kleinstaaten zusammengefügt wurden. Das ›Schicksal‹ ist seit Jahrhunderten jedoch dasselbe geblieben: Während jenes Terrain einst innerhalb von Reichen (Habsburgermonarchie, Handelsrepublik Venedig, Byzantinisches Reich, Osmanisches Reich) integriert war, sind es in der Gegenwart andere supranationale Konstruktionen (z. B. Ostblock, NATO, Europäische Union, Russland), mit denen sich die Balkanstaaten auseinanderzusetzen haben.

Angesichts der überregionalen Raumordnung über Generationen gab es die meisten Hauptstädte der heutigen Nationalstaaten die längste Zeit – zumindest in ihrer heutigen zentrierenden Funktion – nicht, ungeachtet, dass keine jener Metropolen (Budapest, Sofia/Sofia, Beograd/Belgrad, București/Bukarest) je eine überstaatliche Rolle übernehmen hatte können. Diejenigen Zentren, wo die geistigen, materiellen und organisatorischen Fäden für *Europa südöstlich des Westens* über Jahrhunderte zusammenliefen, waren Konstantinopel/Istanbul, Venedig und Wien. Alle diese drei Zentren lagen am Rande des Schauplatzes, hatten ihre innere und äußere Verankerung aber nur teilweise in einem der oben genannten Teilräume. Deshalb stellen jene Städte funktional und symbolisch historische Brückenelemente zwischen *Europa südöstlich des Westens* und der Außenwelt dar. (Diese Langzeit-Funktion hat dazu geführt, dass sich in jenen Zentren

Archive, Bibliotheken und Museen befinden, die unzählige Quellen enthalten, ohne deren Berücksichtigung die Geschichte von *Europa südöstlich des Westens* nicht geschrieben werden könnte).

Ähnlich wie *Europa südöstlich des Westens* setzt sich auch *Europa* aus zahlreichen kleineren Regionen zusammen, die sich einerseits durch die Lage zueinander, andererseits durch örtliche Gegebenheiten (Polarkreis versus Mittelmeerraum, Gebirge versus Tallandschaften, kontinentales versus mediterranes Klima usw.) voneinander unterscheiden. Eines der wichtigsten Merkmale ist jedoch, dass die historische Entwicklung dieses Schauplatzes den Dialog zwischen Land und Meer widerspiegelt: Während für den Donau-, Karpaten- und Balkanraum alles Maritime nur einen eingeschränkten Belang hatte und hat, trifft dies für *Europa* weitaus weniger zu: Die Navigationsgeschichte, die Handels- und Kolonialgeschichte, die Migrationsgeschichte, die Finanzgeschichte und viele andere Sachverhalte haben *Europa* zu dem gemacht, als das es bekannt und einflussreich geworden ist. *Europa* ist nämlich der Schauplatz von Entwicklungen geworden, zwei Ziele miteinander zu kombinieren: das eine Ziel bezieht sich auf die Optimierung der Verhältnisse (im weitesten Sinn des Wortes), das andere Ziel auf die Übertragung des Optimierungsprinzips auf die Außenwelt. Optimierung setzt voraus, dass man die Vergangenheit analysiert, um am Verlauf zu erkennen, was fehlgelaufen ist bzw. was Schaden verursacht hat. Obwohl die Geschichte und Gegenwart *Europas* eine Fülle von Rückschlägen und Schwächen enthalten, ist der Wille zur Vermeidung oder Rückgängigmachung von Fehlern kontinuierlich vorhanden. Da *Europa* seit Jahrhunderten in einem globalen Rahmen (Kolonien, Imperialismus) agiert, ist nicht verwunderlich, wenn das eigene ›Betriebssystem‹ auch an außereuropäische Schauplätze vermittelt und dort nicht nur übernommen bzw. weiterentwickelt worden ist, sondern z. T. auch auf heftigen Widerstand stößt (Russland, Islamische Welt, China).

Maßgeblich für das *europäische* ›Betriebssystem‹ (im Sinne von *Westen*) ist die Dokumentation, um über genügend Unterlagen zu verfügen, die eine Analyse historischer Abläufe erlauben. Auch wenn zu

vielen Jahrhunderten für alle Regionen in Europa teilweise nur unzureichendes Quellenmaterial vorliegt, ist all das, was existiert, dennoch reichhaltig genug: 1. weil es Speicherorte gibt, an denen Unmengen von Quellen über zahlreiche Kleinräume lagern, wodurch die Rekonstruktion typisch *europäischer* historischer Prozesse möglich ist (die zentralen Archive z. B. in Rom, Paris und London geben keineswegs nur Auskünfte über Italien, Frankreich oder England); 2. weil es seit dem Spätmittelalter zu einem Trend unter den Theologen und Philosophen gekommen ist, die Reflexion des Weltgeschehens voranzutreiben und die dabei gewonnenen Erkenntnisse und Fragestellungen untereinander auszutauschen; 3. weil längstens im Zeitalter der Aufklärung (18. Jahrhundert) der Wille gereift ist, die ›Welt‹ nicht nur verstehen, sondern auch ändern zu wollen; 4. weil die erwähnten Reibungsverluste (Religionskriege, Revolutionen, zwischenstaatliche Rivalitäten, Weltkriege) soviel Schaden anrichteten, dass sich nach und nach die Einsicht breit machte, man könne nur gewinnen, wenn man die Mängel immer von neuem einzudämmen versuche.

Es ist für das Verständnis der Geschichte *Europas* wichtig festzuhalten, dass die Frage nach der Benennung des eigenen ›Betriebsraumes‹ erst im Zeitalter des Humanismus (15./16. Jahrhundert) virulent wurde, wonach es quasi eines ›Logos‹ bedürfe, um die damalige und als neuartig empfundene Entwicklung mit einem Etikett zu versehen. Die Geschichte *Europas* hat daher nicht in der Antike und auch nicht irgendwann im Mittelalter begonnen, sondern eigentlich erst ab dem Moment, als sich das Bedürfnis abzeichnete, dass jener Raum, den man als eigenen zu begreifen begonnen hatte, einer Bezeichnung bedürfe: *Europa*. Die Kursivsetzung deutet an, dass es sich dabei nicht um Europa im geographischen Sinn handelt, sondern um ein Einzugsgebiet, das nach und nach auch den Namen *Westen* bzw. *Okzident* verliehen bekommen hat, allerdings aus externem Blickwinkel. Folglich stellt sich die Frage, wo dieses *Europa* historisch zu verorten ist.

Die zahlreichen politischen, geistigen, wirtschaftlichen und kulturellen Interaktionen zwischen den einzelnen Regionen und Staaten von Nordeuropa bis zum Mittelmeer im Lauf des Mittelalters (6.–15.

Jahrhundert) haben zu einer Verdichtung der lateinischen Welt geführt. Zu jener Sphäre gehörten zwar auch das damalige Polen und Ungarn samt dessen Nebenländern (Kroatien, Siebenbürgen), doch waren jene Staaten nie mehr als östliche Peripherie, während zum Fokus der *westlichen* Welt England, Frankreich und die Niederlande zählen. Nach dem Prinzip der Zwiebelringe gehörten Zentral-, Nord- und Südeuropa mit zunehmender Entfernung immer weniger zu *Europa*; obwohl diese Einzugsgebiete mit dem *Westen* in Verbindung standen, sind sie in Summe mehr Impuls-Nehmer als Impuls-Geber für die allgemeine Entwicklung geblieben. *Europa östlich und süd-östlich des Westens* zählte aus *westlicher* Sicht bis zum 19. Jahrhundert nicht zum eigenen Kulturkreis, und auch die Bevölkerung im Zarenreich sowie im Osmanischen Reich verstand sich damals noch nicht als *Europäer* (auch in der Gegenwart gibt es Reste dieses Denkansatzes, wie in diesem Sammelwerk näher erläutert wird).

Die Handhabung des Begriffes *Europa südöstlich des Westens* bezweckt nicht, jenen Teil aus dem Blick auf den Kontinent herauszuhalten, sondern vielmehr zu veranschaulichen, welcher Nutzen daraus erwächst: Sieht man von der geographischen Definition zu Europa ab, bei der selbst Teile Russlands zum Kontinent gezählt werden, darf *Europa* weder imaginativ noch politisch auf den *Westen* oder gar die Europäische Union reduziert verstanden werden. Erst dann, wenn das Profil und der Werdegang aller Teilregionen Europas erkannt und respektiert werden, liegt gemäß den Prinzipien der Aufklärung die Voraussetzung vor, die Lage im 21. Jahrhundert zu verstehen und – darauf aufbauend – nachhaltige Stabilisierungspolitik zu betreiben.

Bibliographischer Hinweis

Heppner, Harald und Eva Posch. 2014. »East Central and South-eastern Europe as a Topic of Comparative Regional Studies«. In Christian Promitzer, Siegfried Gruber, Harald Heppner (Eds.), *Southeast European Studies in a Globalizing World*, 91–100. Zürich-Münster: LIT.

Im Labyrinth der Räume

KONRAD CLEWING

Im Labyrinth der Räume

Zusammenfassung: Der Verfasser legt einen Erklärungsversuch vor, warum die kleineren Regionen in *Europa südöstlich des Westens* anders als im deutschen Sprachraum vielfach nationalpolitisch tabuisiert und in ihrer Geschichtstradition überwiegend schwach konstituiert sind. Mit Blick auf die Definition der übergeordneten Großregion (sei es als *Südosteuropa*, sei es als *Balkan*) plädiert er für Pragmatismus und für ihr Verständnis als disziplinär und analytisch hilfreichen Arbeitsbegriff. Auch bei der akademischen Begriffsdebatte sollte im Sinn behalten werden, dass eine zu starke Abweichung vom allgemeinen Sprachgebrauch, der zumindest im Deutschen zugunsten von *Südosteuropa* spricht, nicht unbedingt wünschenswert erscheint.

Schlüsselwörter: Südosteuropa, Balkan, Regionale Gliederung, Nationsbildung, Dalmatien

In the Labyrinth of Spaces

Abstract: The author suggests one possible explanation as to why the idea of regions (as related to regionalization and regionalism) is rather weak in Southeastern Europe, and why some regions are fraught with nationalizing taboos. Regarding the long interdisciplinary tradition of attempts at defining the larger region (be it the *Balkans* or *Southeastern Europe*), the present contribution submits a rather pragmatic approach that would focus on the analytic usability of regions and cautions against detaching their academic use from usage in the broader public, at least as far as *Southeastern Europe* is concerned.

Key words: Southeastern Europe, Balkans, subregions, nation-building, Dalmatia

»Ziel dieses Gesprächs ist, sich vor Augen zu führen, wie die Regionen innerhalb Europas südöstlich des Westens ein historisch gewachsenes kulturelles Profil aufweisen, das angesichts der Prozesse der Vereinheitlichung/Normierung/Globalisierung Gefahr läuft, verloren zu gehen«. Das war der Arbeitsauftrag, der den Beteiligten des in der Überschrift genannten Thementeils aufgetragen war. Der Plural bei

den Regionen hätte zumal den Moderator des Gesprächs (und Autor dieser Zeilen) gleich nachdenklich machen sollen: Es geht hier also nicht primär um *Europa südöstlich des Westens* im Ganzen, sondern es geht zunächst um dessen kleinere Teile.

Ich beginne mein *Labyrinth der Räume* aber dennoch mit dem Ganzen. Über dessen Existenz oder Nichtexistenz ist in den vergangenen Jahrzehnten durch die beruflich an der südosteuropäischen Geschichte Interessierten in hohem Maß nachgedacht und veröffentlicht worden. Das Augenmerk lag darauf, ob und in welchen Zusammenhängen man die Geschichte des südöstlichen Teils unseres Kontinents großregional erfassen kann. Gesetzt wenn, lag dann das weitere Augenmerk darauf, unter welchem Etikett dies am besten zu geschehen habe. Hier ging die fachinterne Debatte vor allem um die Frage, wie die Begriffe *Südosteuropa* (mitsamt den ihm nahen Nuancierungsvorschlägen wie *südöstliches Europa* oder *Europa südöstlich des Westens*) bzw. *Balkan* für sich empirisch-analytisch tauglich, oder an sich nur oder zumindest vornehmlich nur diskursive Konstrukte seien. Im Zuge dessen ging es auch darum, wie die Begriffe zueinanderstehen sollten.¹

So unterhaltsam das für die direkt Beteiligten war und ist (es gehört einfach zum historischen Handwerk, die zentral angewandten Arbeitsbegriffe möglichst genau zu definieren), sollten wir das definitorische Augenmerk wohl bis zum Aufkommen neuer Argumente für eine Weile reduzieren, und das Fach sollte künftig seine begrenzten

1 Zur Übersichtlichkeit hier nur eng herausgegriffen: das als Teil einer wichtigen Debatte im kleinen Kreis der fachlich Balkaninteressierten und darüber hinaus berühmt gewordene Buch von Maria Todorova (mit seiner Kritik an den westlichen Balkandiskursen) *Imagining the Balkans* (deutsch: *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*, 1999; slowenisch: *Imaginarij Balkana*, 2001) und darauf die strukturgeschichtlich fundierte Entgegnung durch Holm Sundhaussen »Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas« (1999) sowie als einen jüngeren Versuch die Einleitung von Oliver Jens Schmitt, Konrad Clewing und Ulf Brunnbauer, »Ein Handbuch für das 21. Jahrhundert. Die Geschichte Südosteuropas« zum *Handbuch zur Geschichte Südosteuropas* (1–36, hier 7–17 zur Raumkonzeption).

materiellen und intellektuellen Kräfte wohl wieder mehr auf andere Aspekte richten. Trotzdem wird in der zweiten Hälfte dieses Textes doch wieder auch von jenem Ganzen die Rede sein, ohne aber zum weiteren Feilen am Definitorischen zu dienen. Stattdessen wird dieser Schritt entlang der hiermit aufgestellten Hypothese erfolgen, dass der dritte im Arbeitsauftrag genannte Gefahrenpunkt, die *Globalisierung*, nur wenig Gefahren für das Profil der Kleinregionen innerhalb des Südostens mit sich bringt. Sehr wohl aber hat die damit einhergehende Popularität einer *globalen* Geschichte das Potenzial dazu, eine verminderte Wahrnehmung anderer Ebenen hervorzurufen. Das gilt besonders für ein ohnehin nur in kleinem Umfang bestelltes Feld wie dasjenige der *Südosteuropäischen Geschichte*.

Kommen wir aber zunächst zu den einzelnen kleineren Regionen im *Europa südöstlich des Westens*! Ihre Beachtung und die Betrachtung ihrer Geschichte und Gegenwart haben fast überall einen schweren Stand. Das gilt jedenfalls, wenn man diese Perspektive mit dem vor allem jenseits des Südostens populären großregionalen Ganzen vergleicht oder mit der nationalen Ebene, die vor allem in der Großregion selbst weiterhin meist bewusst im Zentrum steht (und die in meinen Augen für viele Zwecke legitimer ist, als andere ›internationale‹ Autoren gerne zugeben). Das geringe Gewicht der Regionen mag zunächst verwundern, denn das *Südosteuropa der Regionen* (2015)² hat international durchaus klangvolle Regionsnamen zu bieten. Ihr Wiedererkennungswert reicht in einigen Fällen so weit, dass sie sogar für eine weitere Öffentlichkeit Markenbegriffe sind, die zum Beispiel zur Verwendung in der Tourismuswerbung taugen. Als Beispiele kann man hier an das zwei- bzw. – die wenigen italienischen Quadratkilometer direkt südlich von Trieste/Triest eingerechnet – sogar dreigeteilte *Istrien* denken; weiter im Süden dann an *Dalmatien* oder an den nordgriechischen *Epirus*, am südöstlichen Ende an das

2 So der Titel eines durch seinen Ansatz bahnbrechenden Bandes mit diskursgeschichtlichem Schwerpunkt, herausgegeben von Oliver Jens Schmitt und Michael Metzeltin.

wiederum dreigeteilte *Thrakien* oder weiter nördlich und landeinwärts an *Siebenbürgen* (tourismustauglich im Sinne von »Draculas« *Transsylvanien*).

Die Sache mit dem zwei- oder mehrfach aufgeteilt-sein führt aber schon zu dem hauptsächlichen Pferdefuß der kleinregionalen Vielfalt in der innersüdosteuropäischen Wahrnehmung. Gerade solche relativ klar territorial definierbaren Regionen sind oder waren im südöstlichen Europa nationalpolitisch vielfach umstritten. Diese Erblast trägt erheblich dazu bei, dass ein politisch relevantes Regionalgefühl – also politischer Regionalismus oder Föderalismuskonzepte, um dem verbreiteten Zentralismus gegenzusteuern – fast überall in der Großregion bis heute mit dem Verdacht auf Illoyalität gegenüber der überdachenden Nation betrachtet wird; dies färbt auf die historische Sicht der Regionen und der Regionalismen ab. Man kann mit Fug und Recht davon sprechen, dass hier wirklich ein Verschmelzungsprozess, nämlich die bahnbrechend neue Vereinheitlichung im Zuge der Nations- und Nationalstaatsbildungen, die Vielfalt der regionalen kulturellen Einzelprofile gefährdet. Ja mehr als das: Sie hat sie auch schon stark reduziert.

Dies soll hier am Beispiel von Kroatien und dort speziell anhand von Dalmatien verdeutlicht werden. *Dalmatien* bietet sich schon deshalb an, weil es als Begriff eine in Südosteuropa herausragende, ja wahrscheinlich einzigartige echte Kontinuität bis zurück in die Antike aufweist.³ Außerdem erscheint Kroatien als Ganzes mit seinen

3 Epochenübergreifend zu Dalmatien s. Jakir / Trogrlić 2015, 91–132. Für die istrische Halbinsel mag ähnliche Kontinuität gelten (aber mit der Einschränkung, dass es in seinen antiken Anfängen viel weniger außen wahrnehmbar war als das damals sehr viel und heute immer noch deutlich größere Dalmatien). Alle anderen antik klingenden Regionsnamen (wie Epirus, Thrakien, Pannonien) sind dagegen antikisierende Wiedereinführungen bzw. Neuerungen späterer Epochen. Sie sind also in die heutigen Regionen reimportiert und bilden kein kontinuierliches Regionalempfinden in ihnen selbst ab (vgl. dazu die »Einleitung« der beiden Herausgeber Schmitt und Metzeltin von *Das Südosteuropa der Regionen* 2015, 7–37, hier 22–23). Namens- und entsprechende Bezugs-kontinuität gibt es dagegen bei vielen Inseln (in Dalmatien und dem griechi-

vier klar definierten historischen Regionen (›engeres Kroatien‹, Slawonien⁴, Dalmatien und Istrien mit seinem Großteil, der kroatisch ist) zunächst wie ein Musterfall für ein durch Regionen definiertes Gemeinwesen.

In der politisch-administrativen Praxis spiegelt sich dies keineswegs wider. Denn die 1992 unter Wiederbelebung eines alten binnenkroatischen Terminus eingerichteten regionalen Selbstverwaltungseinheiten, die Gespanschaften (*županije*), sind mit Ausnahme von Istrien nicht nur wesentlich kleiner als die historisch-kulturellen Regionen, sondern nehmen auch bei den Außenbegrenzungen keine Rücksicht auf die historischen Einheiten. Bestimmt nicht zufällig ist dabei, dass die Namen der beiden wichtigsten Regionen mit regionalem historisch-kulturellem Eigenleben – Dalmatien und Slawonien – nur in adjektivischen Anwendungen auftauchen, die ihre territoriale Ausdehnung und Bedeutung minimieren: Die Gespanschaften *Split-Dalmatien* (*Splitsko-dalmatinska županija*) und *Požega-Slawonien* (*Požeško-slavonska županija*) umfassen zwar zentral gelegene Teile, die aber jeweils viel kleiner sind als die ursprünglichen Regionen dieser Namen.

Für die tiefere Erklärung dieser antiregionalen Stoßrichtung muss man in die Geschichte der jeweiligen modernen Nationsbildung blicken, hier also in die Geschichte der kroatischen Nationsbildung (und am Rande derjenigen bei der dortigen serbischen Minderheit). Da fällt zu Dalmatien auf, dass in der Frühphase bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die heute klare Unterscheidung von regionalen und nationalen Selbstdefinitionen so nicht gegolten hat: In der Revolution von 1848/49 manifestierten sich dort als Ausdruck der engräumigen innerdalmatinischen Verschiedenheiten und der beiden groß-

schen Raum), die aber in diesem Text nicht als eigentliche, kulturell definierte Regionen begriffen werden.

- 4 Dessen östlichster Teil aber historisch und noch heute in der Regionalbezeichnung eigentlich als kleines westliches Stück dem heute überwiegend serbischen historischen Syrmien (Srijem/Srem) und knapp nördlich davon der geschichtsstrukturell ungarischen Baranja/Baranya zuzurechnen ist (deren größerer Teil im heutigen Ungarn liegt). Außer zur Baranja s. Steindorff 2015, 39–89.

räumigeren sprachlich-kulturellen Prägungen (zwischen Romanität und Slawischsprachigkeit) vielmehr nicht weniger als fünf nationale Richtungen: der Illyrismus; das dalmatinische Kroatisch-nationale; das Serbisch-nationale; das Slawodalmatinertum und das Italodalmatinertum. Für die letzten beiden stand Dalmatien loyalitätsmäßig im Zentrum, und dabei – mit unterschiedlicher Gewichtung – seine damalige, vor allem für die Eliten wirksame Zwischenstellung zwischen der romanischen und slawischen Sprachwelt. Das Slawodalmatinertum dominierte innerhalb der damals neu aufgekommenen politischen dalmatinischen Öffentlichkeit, die noch stark von den urbanen Eliten geprägt war (Clewing 2001, 211–337). Die identitätspolitische Entwicklung im weiteren Jahrhundertverlauf ging dahin, dass der dalmatinische Autonomiegedanke mehr und mehr nur noch als Regionalismus innerhalb eines Bekenntnisses zu einem Italienischsein von einer sich darüber erst ausformierenden kleinen italienischen Minderheit verfochten wurde. Darüber geriet Dalmatien gegen 1900 zu einem Nebenschauplatz des staatsitalienischen Irredentismus. Bezogen auf Dalmatien fand dieser in den Bestimmungen des Londoner Vertrags zwischen Italien und den an dessen Kriegseintritt interessierten Ententemächten den Höhepunkt seiner Wirksamkeit. Damals wurde über die Köpfe der in jenem Jahr noch unter habsburgischer Herrschaft stehenden Bewohner hinweg fast die ganze Region als künftig italienisches Gebiet definiert, wozu es 1918/19 dann nur in geringem Umfang kam (Zadar/Zara und einige Inseln gelangten an Italien). Aber die ganze nationalpolitisch polarisierende Entwicklung trug dazu bei, dass bereits ab dem 19. Jahrhundert und in der Zeit danach sogar ein rein regional artikuliertes dalmatinisches politisches Selbstverständnis kroatischerseits als für die eigene nationale Sache schädlich oder gar bedrohlich schien (Vrandečić 2002).⁵

Dieser von der Hauptlinie der kroatischen Öffentlichkeit und der dortigen Politik eingeforderte unbedingte Vorrang der Nation vor der Region fand sich durch andere territoriale Konfliktkonstellationen ge-

5 Für analoge Phänomene im weiteren oberen Adria-raum Kirchner Reill (2012).

nährt, als die Gefahr italienischer Gebietsansprüche schon lang geendet hatte. Auch die Jahrhunderte lange Doppelprägung der Region durch die südslawischen Idiome der großen Mehrheit der Bevölkerung und durch die hauptsächlich nur bildungssprachliche, jedoch große Rolle des Italienischen war da schon lange zu Ende gegangen. Es war die durch die serbischen Expansions- und Sezessionsbestrebungen bedrängte Lage Kroatiens im Umfeld der Krisen- und Kriegsjahre von 1992 bis 1995, die dazu beitrug, dass die antiregionalistische Haltung erneut selbst gegenüber bloßen Ansätzen zu parteipolitischem dalmatinischem Regionalismus voll zu Tage trat.

Auch deshalb scheiterten solche Ansätze in Dalmatien, während sie im fern der damaligen Kriegsfronten gelegenen Istrien bis heute bestehen. Jenseits der Parteebene ist seitdem allerdings auch eine interessante Gegenläufigkeit festzustellen: Ein kulturell und dann nicht politisch definiertes dalmatinisches Regionalgefühl geht inzwischen mit explizitem kroatischem nationalem Selbstverständnis oft Hand in Hand. Insofern könnte es sein, dass in Kroatien mit wachsendem Abstand zum Kriegsende von 1995 mehr und mehr eintreten wird, was die Geschichtswissenschaft bereits vor Jahrzehnten zur Beschreibung der deutschen Verhältnisse im 19. Jahrhundert entdeckte, nämlich eine charakteristische Abstützung der deutschen Nationsbildung auch aus spezifischen regionalen Selbstbezügen heraus.⁶ Dabei zeigte das Laibacher Gesprächstreffen, dass derlei Vereinbarkeit von *regional* und *national* im slowenischen Bereich wohl schon deutlich länger gilt – obwohl auch dort in vor- bzw. frühnationaler Zeit ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen Landespatiotismen (in der Krain und der Steiermark) und dem aufkommenden slowenischen Nationalgefühl bestanden hatte (Hösler 2006).

6 Zur dalmatinischen jüngeren Entwicklung Jakir/Trogrić 2015, 129. Zum Vergleich (mit einem Schwerpunkt auf dem antibayerischen pfälzischen Heimatgedanken) Applegate 1990 und Applegate 2007. Derlei gilt aber historisch und aktuell nur für relativ kleine Teile des Westens: Im deutschen Sprachraum wird oft vergessen, dass ein föderaler Staatsaufbau in Europa die Ausnahme ist und nicht die Regel.

Daneben tritt noch eine andere Linie, die für die Einschätzung der Bedeutung der südosteuropäischen Teilregionen wichtig ist. Gewicht hat jene damit auch für die Einschätzung der Gefährdung oder Nichtgefährdung von deren kulturellem Profil durch vergangene oder künftige Entwicklungen. Diese zweite Linie besteht darin, dass die einstige Existenz von administrativ definierten (will heißen: nicht nur kulturell, sondern auch institutionell manifestierten) Regionen im *Europa süd-östlich des Westens* nur im nordwestlichen (nämlich dem slowenischen und kroatischen Bereich) und im rumänischen Bereich überhaupt gegeben ist (dort mit dem einst ungarländischen Siebenbürgen und den beiden einstigen Fürstentümern Moldau und Walachei).

Im übrigen nördlichen Bereich, der auch schon vor 1867 genuin ungarisch gewesen ist, findet sich nichts dergleichen. Dort gab und gibt es zwar vor allem in seinem Süden geographisch-siedlungshistorische und kulturell oft durch besondere historische Multiethnizität geprägte Regionen – das Banat, die Bačka/Batschka/Bácska oder die Baranya können dafür stehen – doch verfügen sie über keine oder nur wenige institutionelle Traditionen. Nahezu absent sind entsprechende Regionaltraditionen auch im großen südlichen Teil von *Europa süd-östlich des Westens*, nämlich in dem bis gegen 1800 osmanischen Gebiet. Beide, das historische Ungarn wie das Osmanische Reich, kannten zwar vormoderne Abstufungen, die das ›Durchregieren‹ der Zentrale je nach Gebiet und Zeit unterschiedlich ausfallen ließen und begrenzten. Sie verhinderten lange Zeit (in Ungarn bis 1867) bzw. im Osmanischen Reich bis ganz zum Ende des Imperiums stringenten Zentralismus von der Art des nachrevolutionären Frankreichs. Aber man kann in beiden Fällen von einer Art Strukturzentrismus sprechen, zumindest in dem Sinne, dass es nirgends eine vertikale Gewaltenteilung durch regionsgebundene Institutionen gab. Im osmanischen Bereich hatten die vorhandenen obersten Verwaltungseinheiten (am Ende wurden sie *Vilayet* genannt) zwar an und für sich stattliche, gleichsam regionstaugliche Größe. Aber mit Ausnahme des ungewöhnlich stabilen bosnischen Bereichs blieben sie in ihrer territorialen Abgrenzung durch die Istanbuler Regierung derart wandelbar und

instabil, dass sie außer in Bosnien (und ein wenig auch ab 1877/78 im Kosovo) nicht regionsprägend werden konnten.

Diese Bilanz kann miterklären, warum es auch interessante Versuche gegeben hat, die ins Auge stechende kulturelle Kleinräumigkeit und Vielfalt Südosteuropas auf andere Weise territorial zu beschreiben anstatt durch klassische Regionen. Bemerkenswert ist zum Beispiel die Herausarbeitung von Kulturzonen innerhalb der Großregion. Auf der Grundlage anderer anthropogeographischer und anthropologisch-ethnographischer Vorarbeiten hat sich darin der kroatische Volkskundler Milovan Gavazzi hervorgetan. In einer Art Vor-Synthese von 1956, auf die trotz langer Vorarbeit freilich keine umfassende Ausarbeitung mehr folgte, hat Gavazzi insgesamt 12 südosteuropäische *Kulturprovinzen* unterschieden. Sie reichten von einem slowenisch-ostalpinen Raum im Nordwesten und dem pannonischen Bereich im Norden bis nach Thrakien. Gavazzi war sich der Existenz von Übergängen, Überschneidungen und gewissen Zufälligkeiten so stark bewusst, dass man seinen damaligen Vorschlag auch heute noch mit Gewinn betrachten kann (Gavazzi 1956, 5–21).⁷ Trotzdem verdeutlicht sein stark an der traditionellen bäuerlichen Kultur definierter Ansatz, wie sehr die Definition von kulturellen Profilen bestimmter Räume zeitgebunden ist. Positiv gewendet, lenkt dies den Blick darauf, wie wenig statisch die Verhältnisse auch im europäischen Südosten sind. Gesellschaftlicher und kultureller Wandel ist eben nicht nur im *Europa westlich des Südostens* ein historisches Grundcharakteristikum.

Wohl hatte der Südosten bis tief ins 20. Jahrhundert in wichtigen sozioökonomischen und soziokulturellen Kennzeichen gegenüber großen Teilen des Westens und der Mitte Europas Nachholbedarf. Als Beispiele kann man die geringe Verbreitung von Schriftlichkeit der einheimischen Sprachkulturen anführen, oder ebenso den anfänglich sehr geringen (und

7 Vgl. insbesondere die Karte, S. 11, und die differenzierenden Überlegungen zur nichtvorhandenen Trennschärfe der entsprechenden »Grenzen« in Gavazzis (1956, Anm. 10, S. 10 und 12 Einteilung). Vorüberlegungen hatte er schon lange mit sich getragen. Und auch da ging er schon weit über den von ihm ansonsten speziell untersuchten kroatischen Raum hinaus (Gavazzi 1938, 231–236).

dann an der Peripherie der Habsburgermonarchie und fast überall im Osmanischen Reich nur langsam wachsenden) Grad der Alphabetisierung oder den später als im Westen sinkenden Anteil der agrarisch Beschäftigten (die auch häufiger und länger als im Westen vor allem Subsistenzwirtschaft betrieben).⁸ Da diese Faktoren damals auch in der Großregion selbst zumindest von den aufkommenden politischen und ökonomischen Eliten als hemmend empfunden wurden, ist ihre heutige Benennung schwerlich als westeuropazentrisch und auf anachronistische Weise normativ zu betrachten. Daran ändert die erkenntnistheoretisch durchaus hilfreiche Kritik am »schillernden und umstrittenen« Begriff *Modernisierung* nichts, die vielfach mit Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Südostens vorgebracht worden ist (Sundhaussen 2016, 613–617). Auf anderen Feldern hingegen ist auf lange Sicht geradezu das Gegenteil zu betrachten. Dort erscheint *Europa südöstlich des Westens* eher als innereuropäischer Vorreiter: die Nationsbildungen (und revolutionär-sezessionistischen Staatsbildungsprozesse im spät- und nachosmanischen Bereich), die demographischen Gewichtsverschiebungen zwischen dem lange noch dominanten flachen Land (mitsamt dessen teilweiser Entvölkerung ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bzw. erst recht ab 1989/90) und den allerdings nur wenigen großstädtischen Zentren in der Region sind hier zu nennen.

Eine ganz andere Frage ist, ob solch dynamischer Wandel zur Angleichung auf allen Feldern und damit zum Verschwinden von sozialen und kulturellen Unterschieden bzw. Unterscheidbarkeiten innerhalb Europas oder in sonstigen, bspw. mediterranen oder globalen Perspektiven führt. Damit wären wir auch wieder bei der eingangs angesprochenen Frage nach dem südosteuropäischen Ganzen und danach, was eine Großregion dieser Art analytisch sein kann oder soll.

Auf solider wissenschaftlich-analytischer Basis hat sich unter dem Eindruck der Postmoderne hinsichtlich des Regionsbegriffs ein weitreichender Konsens herausgebildet, dass »Regionskonstruktionen [auch, K. C.] unterhalb der Ebene großregionaler Konstrukte wie

8 Dazu weiterhin handlich und präzise Daskalov, Sundhaussen 1999, 105–135.

Südosteuropa und oberhalb von Kleinregionsgebilden, keine ontologisch und diachron gültigen Einheiten« (Schmitt, Metzeltin 2015, 24–25) sind. Anders gesagt, die nicht überzeitlich und aus sich heraus objektiv existieren. Ähnlich differenziert, um nicht zu sagen: ähnlich vorsichtig, hat auch der Verfasser dieser Zeilen gemeinsam mit Oliver Jens Schmitt und Ulf Brunnbauer mit Blick auf das »Handbuch zur Geschichte Südosteuropas« einleitend formuliert, dass

jedwede Geschichtsregion als heuristisches Konstrukt, das epochalen und thematischen Erfordernissen anzupassen ist, also nicht durch diachron unveränderlich feste Außengrenzen definiert ist, sondern vielmehr sich durch flexible, sich oftmals verändernde Grenz- und Übergangsräume auszeichnet (Schmitt, Clewing, Brunnbauer 2019, 9).

All diese Vor- und Umsicht, all die Nuancierung ist nach den Regeln der historischen Zunft richtig und angemessen, wenn es darum geht, das wissenschaftliche Ertragspotenzial eines Raumbegriffes wie *Südosteuropa* zu beschreiben. Und dennoch sollte zu denken geben, dass man solche Präzisierungen und postmodernen Einschränkungen der Gültigkeit von Arbeitsbegriffen (wie es *Südosteuropa*, *südöstliches Europa*, *Europa südöstlich des Westens* oder *Balkan* nun einmal sind) nur mit Mühe gegenüber einer breit orientierten, historisch interessierten Öffentlichkeit gegen die kritische Nachfrage würde verteidigen können, ob es sich nicht teilweise um »l'art pour l'art« handeln könnte. Denn nicht nur innerhalb der Zunft, sondern auch außerhalb derselben dürfte es nur wenige Menschen geben, die tatsächlich von einer historischen Unveränderlichkeit und Isolierbarkeit von Begriffen wie *Europa* oder einer Region wie *Südosteuropa* und dazu von einer Nichtexistenz von Überlappungsgebieten ausgehen mögen. Dass bestimmte, als Arealmerkmale definierte Aspekte einmal mehr, einmal weniger gelten, und in bestimmten Teilen eines größeren hilfsbegrifflichen Ganzen in größerer Zahl und größerem Maß gelten als in anderen, dürfte in Wirklichkeit kaum einen Betrachter überraschen. *Südosteuropa* ist wie der *Balkan* eine Begriffsfindung aus dem 19. Jahrhundert, und beide entstammten zunächst dem deutschen Sprachraum. Schon das weist auf

eine gewisse Beliebigkeit hin und darauf, dass man an und für sich die betroffene Region des Kontinents genauso gut gar nicht oder anders benennen hätte können. Andererseits passt es eben bestens in das nicht nur im Deutschen zu Europa insgesamt eingeführte allgemeinere himmelsrichtungsbezogene Schema zur Beschreibung unseres Kontinents: Süd-, West-, Nordwest-, Nord-, Mittel-, Ostmittel- und Osteuropa sind dafür die zentralen anderen Beispiele. Nimmt man noch hinzu, dass *Südosteuropa* bei allen Unschärfen als Arbeitsbegriff keineswegs schwieriger oder weniger genau zu bestimmen ist als etwa West- und Osteuropa – von den besonders vieldeutigen *Mittel-* und *Ostmitteleuropa's* ganz zu schweigen – gelange ich wieder zum Anfangspunkt, dass nämlich übermäßiger weiterer Definitionsaufwand einstweilen gar nicht mehr nötig ist.⁹

Nun gibt es nicht nur aus neuerer postkolonialer Perspektive grundsätzliche Bedenken auch aufgrund dessen, weil die Behauptung und Betrachtung der großregionalen Zusammenhänge nicht nur in der Geschichte des Begriffes, sondern auch in der Anwendung stark außerhalb der Region verankert sind. Entsprechende Skepsis gegenüber den Gründen für derlei Außenbetrachtung und externe Etikettierung kommt von kompetenter Seite, darunter nicht zuletzt durch eine der tragenden Teilnehmerinnen unseres Treffens in Ljubljana, Olga Katsiardi-Hering. Sie möchte ich dazu zitieren:

Es ist ein Thema das mich lange her beschäftigt [...] Meine ewige Frage: warum existierten solche Institute über Ost- und Südosteuropa? Warum sind wir im Süden immer ein extra Fall für die Zentraleuropäer und die Westlichen. Sind wir so anders als Ihr? Warum eine Art von Schirmherrschaft (Πατρωνεία)? Einfache Fragen, die keine direkte Antwort haben werden, ich weiß es. Aber sie beschäftigen mich sehr.¹⁰

9 Über das Begriffsdefinitorische hinaus sind für einen Überblick zu den möglichen historisch-kulturellen Merkmalen besonders informativ und empfehlenswert Hatschikjan 1999 und Hösch 1999.

10 Aus einer E-Mail von Olga Katsiardi-Hering an den Verfasser vom 3. April 2022.

Diese Fragen sind gravierend. Sie betreffen Aspekte wie unzulässige Exotisierung, angemäßte Hierarchisierung und wissenschaftlich-machtsymbolische Asymmetrie, die entstehen können, wenn Außenstehende auf fernere Regionen blicken, zumal Außenstehende, die aus strukturell privilegierten Regionen kommen. Einfache Antworten kann es darauf wohl nicht geben. Ich will hier nur zwei Gesichtspunkte zu bedenken geben.

Zum einen rückt in jüngster Zeit vermehrt ins Zentrum der gesamtheregionalen Perspektiven, dass solche regionalen Identifikationsbegriffe eben nicht nur von außen vorgegeben und gleichsam aufgezungen worden sind. Sie wurden und werden ganz wesentlich und mit starkem eigenem Gewicht auch innerhalb Südosteuropas verhandelt. Ein in Bulgarien zentrierter Autorenkreis hat mit dem Großprojekt zur historischen Verflochtenheit des Balkans und der Balkanforschung in den letzten Jahren ein besonders eindrucksvolles Zeugnis abgelegt.¹¹ Zum anderen glaube ich, dass bei allen anzunehmenden Unzulänglichkeiten der externen Betrachtungen zumindest eines aus ganz pragmatischen Gründen nicht angenommen werden kann: Dass nämlich ohne derlei großregionale Kategorisierungen und entsprechende Disziplinen- und Institutionenbildung die außerregionale Beschäftigung mit den einzelnen Kulturen und geschichtlichen Hintergründen in der Region umfangreicher oder präziser ausgefallen wäre bzw. künftig ausfallen könnte. Im Gegenteil: Bereits ein »gesamtoseuropäischer« statt einem »südosteuropäischen« oder »balkanischen« Betrachtungshorizont führt in der westlichen Anwendungspraxis in aller Regel dazu, dass auf die Kulturen und Gesellschaften im *Europa südöstlich des Westens* eher nur wenig geschaut wird, dafür aber viel mehr auf russische oder sowjetische Verhältnisse.¹² Ähnlich, wenn

11 Roumen Daskalov u. a. (Hrsg.) 2013–2017 (4 Bände). Zur Fachgeschichte: Mishkova 2019.

12 Eine rühmliche Ausnahme von dieser Regel hat unlängst die Mailänder Osteuropahistorikerin Giulia Lami für das 19. Jahrhundert vorgelegt (Lami 2019). In ihrer *Storia dell'Europa orientale. Da Napoleone alla fine della prima guerra mondiale* werden südöstliche und ostmitteleuropäische Aspekte genauso inten-

nicht noch stärker, rückt Südosteuropa in gesamteuropäischen oder globalgeschichtlichen Betrachtungen in den Hintergrund.¹³

Ohne einen großregionalen Betrachtungsrahmen, so meine Behauptung, wäre also die Betrachtung des südöstlichen Europas durch die west- oder mitteleuropäische Geschichtsforschung eine viel schwächere (und in diesem Sinn: schlechtere), als unter Heranziehung dieses Rahmens. Und hierfür gibt es wieder eine pragmatische Hauptbegründung, die zentral mit dem kulturell vielfältigen Erbe in *Europa südöstlich des Westens* verbunden ist. Sie liegt in der Sprachenvielfalt der Region. Dort sind zwar ganz anders als in vormodernen Zeiten die heutigen Einzelterritorien als Verwaltungseinheiten fast durchwegs monolingual verfasst und dominiert, ganz so wie im Großteil des *Westens* von Europa. Die Sprachgebiete bzw. Sprecherzahlen sind dabei weniger verzahnt und durchmischt als früher, aber immer noch so kleinräumig unterschiedlich angelegt, dass die Gesamtzahl der Einwohnerschaft der Region zwar ziemlich genau der deutschen Bevölkerung entspricht, aber in rund zehn Sprachgemeinschaften gegliedert ist. Der für eine professionelle Beschäftigung mit Geschichte und Kultur der Region dementsprechend anzustrebende Spracherwerb wird noch dadurch erschwert, dass es sich um Sprachen aus vier unterschiedlichen Sprachfamilien des Indoeuropäischen handelt (Griechisch, Albanisch, Slawisch und Romanisch) und mit Ungarisch und Türkisch-Osmanisch zwei weitere dazu kommen, die als nicht-indoeuropäisch für die übrigen Europäer systemlinguistisch ganz aus dem gewohnten Rahmen fallen. (Dem sprachbezo-

siv betrachtet wie das russländisch geprägte engere Osteuropa.

- 13 Illustrieren möchte ich das an einem ansonsten eindrucksvoll gelungenen Beispiel, dessen prominenter und auch philologisch gut geschulter Autor Kershaw (2018) derlei Ungleichgewichte sicher an sich zu vermeiden suchte. Das Register zu dem Buch führt acht Treffer für »Balkans« auf, keine für »Southeastern Europe«, wohl aber, an sich durchaus erfreulich, noch weitere zu den einzelnen Ländern der Region. Als Hypothese möchte ich nicht nur angesichts dessen behaupten, dass größer bzw. global angelegte Seitenblicke auf das südöstliche Europa eher in einer unausgesprochen neo-nationalen Strukturierung enden und großregionale Zusammenhänge in den Hintergrund treten lassen.

genen Themenkomplex ist das Kapitel »Im Labyrinth der Räume« gewidmet, das ihn weit fundierter anspricht, als ich es hier tue.)

Mir geht es an dieser Stelle nur um das Eine: Dank der Ersetzung der einstigen imperialen Übersichtungssprachen durch die örtlichen nationalen Einzelsprachen (wodurch Europas Südosten in seiner nationalsprachlichen Verfasstheit heute geradezu paradigmatisch für die staatlich-soziolinguistische Situation Gesamteuropas steht) erfordert auch die historische Beschäftigung mit der Region ein ungewöhnlich starkes individuelles philologisches Engagement. Das nötige Fundament wenigstens annähernd zu erwerben (denn die abschließende Vervollkommnung durch Erwerb aller relevanten Sprachen dürfte für so gut wie jeden unmöglich sein, solange nicht reihum künstliche Intelligenz zum Einsatz kommt), ist so aufwendig, dass kein kleinteiligerer Rahmen die dafür sowohl als Basis als auch als Anreiz für die nötigen Ressourcen und die Anzahl an von der öffentlichen Hand bezahlten Arbeitsplätzen sichern könnte. Und dies gilt für absehbare Zeit: *Europa südöstlich des Westens* bleibt allein schon durch die Vielfalt der Staats- und Nationalsprachen trotz aller innerer und äußerer Vereinheitlichungsprozesse kulturell heterogener – und in meiner Sicht interessanter – als jeder andere Teil des Kontinents.

Bibliographische Hinweise

Applegate, Celia. 1990. *A nation of provincials: the German idea of Heimat*. Berkeley u. a.: University of California Press.

Applegate, Celia. 2007. *Zwischen Heimat und Nation. Die pfälzische Identität im 19. und 20. Jahrhundert*. Kaiserslautern: Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde.

Clewing, Konrad. 2001. *Staatlichkeit und nationale Identitätsbildung. Dalmatien in Vormärz und Revolution*. München: R. Oldenbourg.

Daskalov, Roumen u. a. (Hrsg.). 2013–2017. *Entangled Histories of the Balkans*. 4 Bde. Leiden, Boston/MA: Brill.

Daskalov, Rumen und Holm Sundhaussen. 1999. »Modernisierungsansätze«, in: Magarditsch Hatschikjan und Stefan Troebst (Hrsg.). *Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur. Ein Handbuch*, 105–135. München: C.H. Beck.

Gavazzi, Milovan. 1938. »Problem karakterističnoga razmještaja nekih etnografskih elemenata na Balkanu« [Das Problem einer charakterisierenden Verteilung mancher ethnographischen Elemente auf dem Balkan], in *Comptes rendus du IV^e Congrès des géographes et des ethnographes slaves, 1936. Sbornik na IV kongres na slavyjanskite geografi i etnografi v Sofija, 1936*. 231–236. Sofia: Kultura.

Gavazzi, Milovan. 1956. »Die kulturgeographische Gliederung Südosteuropas. Ein Entwurf«, in *Südost-Forschungen* 15, 5–21.

Hatschikjan, Magarditsch und Stefan Troebst (Hrsg.). 1999. *Südosteuropa. Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur. Ein Handbuch*. München: C.H. Beck.

Hatschikjan, Magarditsch. 1999. »Was macht Südosteuropa aus?«, in: ebenda, 1–27.

Hösch, Edgar. 1999. »Kulturen und Staatsbildungen«, in: ebenda, 31–52.

Hösler, Joachim. 2006. *Von Krain zu Slowenien. Die Anfänge der nationalen Differenzierungsprozesse in Krain und der Untersteiermark von der Aufklärung bis zur Revolution, 1768 bis 1848*. München: R. Oldenbourg.

Jakir, Aleksandar und Marko Trogrlić. 2015. »Dalmatien«, in: Oliver Jens Schmitt und Michael Metzeltin (Hrsg.). *Das Südosteuropa der Regionen*, 91–132. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Kershaw, Ian. 2018. *The Global Age: Europe 1950–2017*. New York: Viking.

Kirchner Reill, Dominique. 2012. *Nationalists who feared the nation: Adriatic multi-nationalism in Habsburg Dalmatia, Trieste, and Venice*. Stanford: Stanford UP.

Lami, Giulia. 2019. *Storia dell'Europa orientale. Da Napoleone alla fine della prima guerra mondiale*. Milano: Le Monnier Università.

Mishkova, Diana. 2019. *Beyond balkanism: the scholarly politics of region making*. London, New York: Taylor & Francis.

Schmitt, Oliver Jens, Konrad Clewing und Ulf Brunnbauer. 2019. »Ein Handbuch für das 21. Jahrhundert. Die Geschichte Südosteuropas«, in Fritz Mitthof, Peter Schreiner, Oliver Jens Schmitt (Hrsg.). *Handbuch zur Geschichte Südosteuropas*. Bd. 1: *Herrschaft und Politik in Südosteuropa von der römischen Antike bis 1300*, 1–36. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg.

Schmitt, Oliver Jens und Michael Metzeltin (Hrsg.). 2015. *Das Südosteuropa der Regionen*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Schmitt, Oliver Jens und Michael Metzeltin (Hrsg.). 2015. »Einleitung«, in: ebenda, 7–37.

Steindorff, Ludwig. 2015. »Slawonien und Syrmien«, in: ebenda, 39–89.

Sundhaussen, Holm. 1999. »Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas«, *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), 626–653.

Sundhaussen, Holm. 2016². »Modernisierung«, in Holm Sundhaussen und Konrad Clewing (Hrsg.). *Lexikon zur Geschichte Südosteuropas*. 613–617. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.

Todorova, Maria. 1999 [2009²]. *Imagining the Balkans*. New York, Oxford: Oxford University Press.

Vrandečić, Josip. 2002. *Autonomistički pokret u Dalmaciji u XIX stoljeću* [Die autonomistische Bewegung in Dalmatien im 19. Jahrhundert]. Zagreb: Dom i svijet.

Ergänzungen

GABRIELLA SCHUBERT

Konrad Clewing beschrieb eingehend das historisch gewachsene, bis heute gültige kulturelle Profil Südosteuropas, der ethnisch und reli-

giös am meisten gegliederten Region Europas. Zutreffend verwies er auf die beständige Exotisierung Südosteuropas und das zwischen dem Westen und dem Südosten bestehende Ressourcen-Ungleichgewicht.

HARALD HEPPNER

Die in der Einführung gemachte Anmerkung, *Europa südöstlich des Westens* sei keine räumliche Einheit, weise aber dennoch Gemeinsamkeiten auf, die die Verwendung dieses Sammelbegriffes rechtfertigen, deutet darauf hin, dass jenes ›Haus‹ aus mehreren ›Zimmern‹ besteht. Aus der Sicht der Gegenwart liegt es nahe, als solche ›Zimmer‹ die Territorien der einzelnen Staaten zu interpretieren.

Der Hinweis im Kapitel »Dichotomie der Perspektiven«, wonach in Hinblick auf den Europa-Bezug vier Teilräume zu unterscheiden wären, bietet sich im Sinn der Haus-Metapher an, von ›Zimmersuiten‹ zu sprechen, die einen funktionalen Zusammenhang innerhalb des Hauses aufweisen.

Im vorliegenden Fall geht es jedoch um etwas Anderes, nämlich, dass zum Wesen von *Europa südöstlich des Westens* auch die räumliche Kleinkammerung gehört, d. h. die Untergliederbarkeit größerer Teilräume in kleinere, die ganz unterschiedlich naturräumliche und historische Profile aufweisen. Es ist an dieser Stelle nicht nötig, über sämtliche in Betracht kommende Kleinnräume zu reflektieren, sondern einzig wichtig zu unterstreichen, dass der kleine Raum für die Vielfalt von *Europa südöstlich des Westens* eine repräsentative Rolle spielte und teilweise immer noch spielt. Diese Feststellung bedeutet allerdings nicht, dass es in anderen Großräumen (Westeuropa, Zentraleuropa usw.) nicht ebenso kleine Räume gibt, die ebenso als einzigartig anzusehen sind. Das, worauf es im vorliegenden Zusammenhang ankommt, ist, an welchen Kriterien sich kleine Räume festmachen lassen und welche Bedeutung sie sowohl für die Einheimischen als auch für die Wirkung nach außen erhalten haben.

Ein erstes Beispiel bezieht sich auf den slowenischen Karst, d. h. auf ein Terrain, das sich in etwa zwischen Triest und Ljubljana befindet. Dabei handelt es sich um ein Territorium, das – da einst auf die Umgebung der Stadt Triest, auf den südöstlichen Rand der Grafschaft Görz(-Gradisca) und auf den Westen des Herzogtums Krain verteilt – nie eine eigenständige politische Größe gewesen ist. Dieser Raum bot den Einheimischen keine außergewöhnlichen Ressourcen, aus denen sich anhaltende Prosperität entwickeln hätte lassen, aber er ist seit unzähligen Generationen eine strategisch wichtige Zone, da alle Transfers von Oberitalien Richtung zum mittleren Donauraum und umgekehrt über den Karst verlaufen sind – angefangen von der römischen Expansion unter Kaiser Augustus nach Osten (1. Jahrhundert) über die Zuwanderung der Langobarden aus dem Osten (6. Jahrhundert, die der Lombardei den Namen gaben), über die Einfälle osmanischer Streifscharen gleichfalls aus Richtung Osten, die bis nach Verona vorstießen und die Venezianer u. a. veranlassten, die Festungsstadt Palmanova zu errichten (16. Jahrhundert), bis zum Bau der »Südbahn« in den 1850-er Jahren von Nordost (Wien) nach Südwest (Triest), wodurch die Hafenstadt zu einer Großstadt werden konnte. Die vorwiegend slawische Bevölkerung des Karstgebietes ist seit dem Frühmittelalter stationär geblieben.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf die Insel Korfü – die größte Insel innerhalb des sogenannten Ionischen Archipels. Wie alle Inseln, die eine gewisse Größe besitzen, bietet sie der Bewohnerschaft die Möglichkeit der Grundversorgung und verfügt daher über ein gewisses Maß an wirtschaftlicher Autarkie. Im Bedarfsfall kann eine solche Insel auch zur Zufluchtsstätte Anderer werden, um mehr Sicherheit zu bekommen. Da Korfü vor der nordwestgriechischen Festlandküste liegt, sich aber ebenso als Zwischenstation für Seefahrten zwischen der oberen Adria und der Levante anbietet, wurde sie 1383 von Venedig besetzt und in dessen Netzwerk von Stationen für den Orienthandel eingegliedert. In weiterer Folge wurden Korfü und der ionische Archipel für rund 500 Jahre zu einem Schmelztiegel gesellschaftlicher und kultureller Elemente ostkirchlich-griechischer und west-

kirchlich-lateinischer Herkunft. Mit der Ausweitung des Osmanischen Reiches wurde die Insel in die Auseinandersetzungen zwischen ›Orient‹ und ›Okzident‹ hineingezogen, ehe sie – nach der Auflösung des venezianischen Staates durch Napoleon – zwischen die Fronten von Großmächten geriet: Zunächst ritterten Frankreich und Russland daselbst um ihren Einfluss (1797–1815), ehe Großbritannien die Ionischen Inseln zu seinem Protektoratsgebiet machte. 1863 an Griechenland abgegeben, wurde dieser Kleinraum Bestandteil eines jungen Nationalstaates und kehrte in einen Status zurück, den er bis zum 13. Jahrhundert gehabt hatte, nämlich peripherer Teil eines Staates (Oströmisches Reich) zu sein, dessen Schwerpunkt auf dem Festland lag.

Als drittes Beispiel wurde der Bosphorus und dessen nahe Umgebung ausgewählt. Dabei handelt es sich um ein Areal, das nie eine eigene politische Größe war, sondern dem – vergleichbar mit Korfü, aber auch dem slowenischen Karst – wegen der Position zwischen unterschiedlichen ›Welten‹ große Bedeutung zukam: Einerseits berühren sich in jenem Einzugsgebiet ›Europa‹ und ›Asien‹, andererseits beherbergt das Terrain den schmalen Zugang zwischen der Ägäis und dem Schwarzen Meer. Aus dieser Besonderheit lassen sich folgende Kennzeichen ableiten: 1. Mit der Gründung der zunächst kleinen Siedlung *Byzantion*, aus der nach und nach die Großstadt *Konstantinopel* bzw. Metropole *Istanbul* wurde, entstand ein gewaltiges Gefälle zwischen einer Millionen-Stadt und einem ländlichen Raum, der erst in den letzten Generationen in den Sog rapider Verbauung geriet (z. B. der neue Groß-Flughafen von Istanbul); 2. Als Zentrale von Großreichen (Oströmisches Reich, Osmanisches Reich) lief – sieht man vom Schiffsverkehr ab – sämtlicher Verkehr zu Land zwischen der Reichszentrale und den Nord-, Ost-, Süd- und Westgrenzen über dieses Territorium; 3. Da der Niedergang des Osmanischen Reiches im 18. Jahrhundert die sog. »Orientalische Frage« aufkommen ließ, kam es zur politischen Verquickung der Frage nach der Zukunft dieses Staates, der Anteil an Europa, Nahost und Nordafrika hatte, mit der Frage nach der Zukunft in einem globalen Sinn – bis zum frühen 20. Jahrhundert eine Frage zwischen den europäischen Großmächten,

danach auch der USA und Chinas. Hierdurch kam dem Bosphorus-Areal für den überkontinentalen Informationsaustausch, für ›weltbewegende‹ Truppenbewegungen, für die wirtschaftliche Versorgung einer Großstadt und als An- und Abreiseroute von Diplomaten ein enormes Gewicht zu. Es ist davon auszugehen, dass die Zusammensetzung der Bevölkerung in jenem Kleinraum im Lauf der Jahrhunderte großen Veränderungen ausgesetzt war, weshalb sich keine feste Kleinraumidentität bilden konnte.

Das vierte Beispiel bezieht sich auf die flächenmäßig große Kategorie Rückzugsgebiete, die für die Entwicklung in *Europa südöstlich des Westens* von großer Bedeutung ist. Hierzu zählen der Großteil des Karpatengebirges in Rumänien sowie die ausgedehnten Bergwelten in Bulgarien, Makedonien, Griechenland, Albanien, Montenegro, Bosnien-Herzegowina und Serbien. Die meisten dieser Gebirgsareale sind sehr zerklüftet, d. h. naturräumlich stark gegliedert, und dieser geographische Umstand hat für die historischen Entwicklungen eine doppelte Bedeutung erlangt: Wie der Verlauf der Staatswerdung im Mittelalter belegt, war es für die damaligen politischen Initiativen (Serbien, Bosnien, Makedonien, Montenegro), diese gebirgigen Kleinräume unter einer Führung zusammenzufügen, enorm aufwendig, weshalb sich dieser Prozess über Generationen hinzog und im Vergleich zu anderen Schauplätzen in Europa viel später Erfolg zeitigte, ohne dass die territoriale und hiermit auch politische Stabilisierung je gesichert war. Der andere Effekt, den Gebirgsregionen bieten, war die Möglichkeit, sich aus Talzonen zurückzuziehen, um kleinen sozialen Verbänden das Leben ohne die Unterordnung unter als nichteinheimisch eingestufte Machthaber in Kauf nehmen zu müssen. Dieser Umstand führte zum langanhaltenden Bestehen von Parallelgesellschaften zwischen Berg und Tal, was einerseits die Idee der Eigenständigkeit jenseits der ›großen weiten Welt‹ erstarken ließ, andererseits jedoch die strukturelle Kluft zwischen rural und urban geprägten ›Welten‹ in den Rückzugsgebieten z. T. bis zum 20. Jahrhundert erhalten blieb.

Das fünfte Beispiel, das ein Rückzugsgebiet besonderer Art darstellt, ist für Europa insgesamt einzigartig: die orthodoxe ›Mönchsre-

publik¹ am Berg Athos. Dieses Areal an der mittleren Landzunge der Halbinsel Chalkidike im heutigen Nordostgriechenland entwickelte sich im Lauf des Mittelalters, als Herrscher orthodox geprägter Länder Klöster gründeten, die sich zu einer Verwaltungsgemeinschaft zusammenfanden. Insbesondere in den Jahrhunderten osmanischer Herrschaft galt es, diese Oase christlicher Kontemplation zu bewahren bzw. auszubauen. Der Rückzug von Mönchen in die karge Landschaft jenes großen Bergrückens bezweckte, bestmögliche Rahmenbedingungen für die religiöse Vertiefung zu haben, doch hat die Klostergemeinschaft bis in die Gegenwart dennoch eine namhafte Symbolkraft bewahrt: Demnach gehöre es zu den zeitlosen Wesensmerkmalen, die Identität in Rumänien, Serbien, Bulgarien, Makedonien, Griechenland sowie teilweise in Albanien und in Bosnien-Herzegowina beruhe nicht nur auf dem jeweiligen Nationalbewusstsein, sondern auch auf der gemeinsamen Zugehörigkeit zur ostkirchlichen Tradition.

Das sechste Beispiel betrifft das Banat, das sich zwischen der Donau (Belgrad/Beograd abwärts), dem Unterlauf der Theiß, dem Fluss Marosch (ung. Maros, rumän. Mures) und den Bergen an der Grenze zu Siebenbürgen erstreckt und nur zwischen 1718 und 1778 als Kron-domäne der Habsburgerdynastie eine eigene politisch administrative Einheit darstellte. Dieser kleine Raum wurde zu einem international bekannten Begriff, nachdem das Land 1718 von den Osmanen »befreit«² worden war und ob seiner Rückständigkeit zu einem Vorzeige-Objekt für administrative, ökonomische, demographische und kulturelle Innovation gemacht wurde. Jene Entwicklung nahm am Anfang des 18. Jahrhunderts ihren Anfang und endete 1918/20, als das Land zwischen Rumänien, Jugoslawien und Ungarn aufgeteilt wurde. Ab 1718 veränderte sich das Bevölkerungsprofil sehr stark, weil zu den einheimischen Serben, Rumänen und Ungarn ein strukturell starkes deutsches Element hinzukam. Es hat sich aus jener Periode die Vorstellung erhalten, dass Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft und religiösen Bekenntnisses miteinander ein gutes Auskommen finden können, wenn es keine hinderlichen politischen Störfaktoren von außen gibt und die ökonomische Stabilität gegeben

ist (in dem Fall dank der Potenziale in der Landwirtschaft und im Bergbau).

OLGA KATSIARDI-HERING

Südosteuropa als Sammel- oder Hilfsbegriff ist seit langem ein Thema der Historiographie und der Politik. Das Thema beschäftigt mich seit einiger Zeit, und ich habe schon in der Vergangenheit mit Konrad Clewing darüber diskutiert. Ich möchte nicht auf die reiche Literatur über das Entstehen und die Etablierung des Begriffs zurückgreifen, außerdem hat Clewing das Thema sehr gut analysiert. Hier möchte ich manche Überlegungen und Bedenken ergänzen, wie ich sie andernorts geäußert habe. Die Ursache dafür liegt in der folgenden Frage: Warum gibt es besondere Forschungsinstitute, Projekte oder Lehrstühle (bis vor ca. 30 Jahren noch viel mehr als heute), die dieses Gebiet und seine Völker enger erforschen? Welche Gemeinsamkeiten charakterisieren dieses Gebiet, über welches es bis jetzt, meiner Meinung nach, keine allgemein anerkannten Charakteristika oder geographischen Grenzen gibt? Warum sprechen wir über *Südosteuropa*, warum gibt es sogar besondere historische Zeitschriften etc. und warum, z. B., gibt es kein Forschungszentrum über Südwest- oder Westeuropa usw.? Nehmen wir für einen Augenblick das Beispiel der großen italienischen Halbinsel, welche Jahrhunderte lang in Staaten, Grafschaften, Teile anderer Reiche usw. unterteilt war. Mit der Gründung des italienischen Staates wurden alle diese Regionen zu einem großen nationalen Staat und einer Nation vereint. Bis heute erleben wir die Unterschiede zwischen Nord- und Süd-Italien mit all den scharfen (politischen, ökonomischen, kulturellen, ideologischen sowie manchmal auch sprachlichen) Unterschieden zwischen ihnen. Noch mehr ist so etwas im sogenannten Südosteuropa anzutreffen! Warum regen solche Differenzierungen das besondere Interesse an?

Also, ich finde unter dem Sammelbegriff *Südosteuropa* und seinen Konnotationen eine Art Orientalismus oder ein Interesse der mächti-

gen Staaten des restlichen Europas (auch der USA), welches Interesse sehr oft in der Vergangenheit und bis heute eine Art direkter oder indirekter Intervention zeigt. Das Argument, dass auch diese Länder selbst eigene Forschungsinstitute oder Lehrstühle haben, könnte als Tautologie bezeichnet werden, denn viele von ihnen wurden nach dem Zweiten Weltkrieg und im Rahmen der politischen Situationen der damaligen Ära gegründet; manche von ihnen – wie z. B. das »Institute for Balkan Studies« in Thessaloniki – wurden nach 1989 geschwächt. Überdies genügt es, darüber nachzudenken, ob z. B. Kroatien solche Forschungsinstitute hat oder hatte, ob in Kroatien jemals eine der internationalen Konferenzen der »Association Internationale d'Études du Sud-Est Européen (AIESEE)« – gegründet im Jahre 1954 – veranstaltet wurde. Warum hat die Akademie der Wissenschaften in Zagreb kein Forschungszentrum zu Südosteuropa etabliert? Unter diesem Aspekt muss die Frage gestellt werden, ob ein katholisches Kroatien zu diesem Sammelbegriff von Südosteuropa gehört oder sich eher an Zentral- und Westeuropa orientiert, zumal das Land Jahrhunderte lang Teil des Habsburgischen Reiches war. Fragen, die ich oder wir heute nicht beantworten können oder wollen. Aber sie lassen mich verzweifeln, wenn ich versuche, die allgemeinen Elemente dieses Gebiets zu identifizieren.

Uns allen ist bekannt, dass die orthodoxe Religion keine feste Verbindung zwischen den Völkern Südosteuropas ist; die vielen Auseinandersetzungen und Kriege sind ein Beweis dafür. Trotzdem hört man oft vom Westen Europas (aber auch unter heimischen Intellektuellen), dass die Orthodoxie ein Verbindungselement sei. Inwieweit?

Wenn ich nach einem Verbindungselement für die meisten dieser Länder suche, könnte dies die osmanische Herrschaft sein. Diese Herrschaft bestimmte eine Verwaltungseinheit (mit einigen Differenzen in den verschiedenen Regionen) auf der einen Seite, aber auf der anderen Seite auch – was die wirtschaftliche Entwicklung betrifft – einen starken Rückschritt im Vergleich zu den zentralen und westlichen europäischen Ländern. Das Beispiel der Fabriken und Handelsgesellschaften von Ampelakia in Thessalien (Mitte des

18. Jahrhunderts bis Anfang des 19. Jahrhunderts) (Katsiardi-Hering 2008, 97–132), welche tatsächlich ihren kommerziellen Mittelpunkt in den von Habsburgern regierten Ländern hatten, ist ein Beweis der fehlenden modernen Industrie- und Handelspolitik der osmanischen Behörden. Dieses Phänomen hat zu einer jahrhundertelangen Marginalisierung der Völker jenes Einzugsgebietes im ökonomischen sowie im intellektuellen Bereich geführt.

Die serbische und vor allem die griechische Revolution bedeuteten den Anfang einer neuen Ära – die Gründung der neuen Nationalstaaten und den Anfang der Zersplitterung des Osmanischen Reiches wie auch den Beginn der Orientalischen Frage, aber gleichzeitig auch der nationalen Auseinandersetzung der einst unter der osmanischen Herrschaft lebenden Völker. Diese Auseinandersetzungen führten zu aufeinander folgenden Kriegen und zu Interventionen von Seiten des Westens, die leider bis heute präsent sind!

Ich würde also nicht so stark über die Betonung der Unterschiede zwischen dem Westen und Südosten Europas sprechen, sondern über die Unterschiede in diesem Südosten selbst. Die Marginalisierung kann auch aufgrund der Zersplitterung in kleine-staatliche Einheiten existieren.

Bibliographischer Hinweis

Katsiardi-Hering, Olga. 2008. »The Allure of Red Cotton Yarn, and How It Came to Vienna: Associations of Greek Artisans and Merchants Operating Between the Ottoman and Habsburg Empires«. In Surayia Faroqhi und Gilles Veinstein (Hrsg.). *Merchants in the Ottoman Empire*. 97–132. Leuven: Peeters.

ALEŠ MAVER

Im Zusammenhang mit diesem Beitrag möchte ich vor allem die Verhältnisse in Slowenien behandeln, die ich, zumindest in Anlehnung an

das bisher Gesagte, als einen ziemlichlichen Sonderfall verstehe. Denn, meiner Meinung nach kann bei uns immerhin im letzten Jahrhundert von einer freiwilligen »Entwestlichung« des Kulturraumes gesprochen werden. Obwohl die slowenische (Kultur-)Geschichte bis 1918 überwiegend von einer Zugehörigkeit zu mitteleuropäischen oder sogar »nordwestlichen« Strömungen geprägt wurde, gibt die Mehrheit der Slowenen heute der »südöstlichen Phase« der eigenen Geschichte nach dem Umsturz von 1918 den Vorrang, was ich in meinem Beitrag auch kurz zu schildern versuchte. Es ist schon erstaunlich, dass diese von der Gesamtheit der gemeinschaftlichen Geschichte her betrachtet ziemlich kurze Phase einen so großen Einfluss haben kann. Dabei spielt, wie ich betonte, wahrscheinlich der Umstand eine Rolle, dass sich die slowenischen Länder mit dem Übergang in den neuen Staat, dessen Kern im Südosten Europas liegt, plötzlich aus einem unterentwickelten Teil der alten Monarchie zu dem wirtschaftlichen »Powerhouse« des neuen Staatsrahmens entwickelt hatten, was sicherlich zum Nationalstolz beitrug. Zugleich wurde die südslawische Vereinigung, wenigstens in den slowenischen Randgebieten, vielfach als nationale Erlösungstat verstanden.

Doch habe ich auch versucht, langzeitlichere Erklärungen für diese freiwillige »Entwestlichung« zu finden. Einen Strang glaube in einem merklichen Unbehagen festgestellt zu haben, mit dem die Slowenen schon lange vor dem Umsturz von 1918 ihr eigenes christliches Erbe gesehen haben, denn dieses Erbe ist fast ausschließlich westlich bzw. lateinisch geprägt. Seit dem 19. Jahrhundert aber wurden Stimmen laut, die sich eigentlich eine mehr östliche Prägung wünschten. Dabei blickten sie vor allem in Richtung der Aktivitäten der heiligen Saloniki-Brüder Kyrill und Methodius, die unter den katholischen Slawen bei den Slowenen fast einen ebenso hohen Stellenwert haben wie bei den Slowaken. Die Christianisierungszentren im Norden und Westen (vor allem Salzburg und Freising), die als Ausgangspunkte der christlichen Mission unter den Alpenlawen eine zentrale Rolle spielten, beobachtete man dagegen mit Skepsis und Unbehagen. Auch die Hauptquelle für diesen Prozess, die »Conversio Bagoariorum et

Carantanorum«, las man vielfach anachronistisch als einen Ausdruck der deutsch-slowenischen Dichotomie des späten 19. Jahrhunderts und nicht als ein ›Weißbuch‹ der Salzburger Kirche, was sie ist. Einen entscheidenden Beitrag zu diesem anachronistischen Verständnis leistete der slowenische Nationaldichter France Prešeren, der in seinem einflussreichen Kurzepos »Die Taufe an der Savica« eine enge Verbindung zwischen Christianisierung und Fremdenherrschaft über Karantanien herstellte, was die Unzufriedenheit mit den westlichen Wurzeln des eigenen Christentums bei den Slowenen noch stärkte.

In dieser Hinsicht ist die Mehrheitssicht innerhalb der slowenischen Elite eine ganz andere als die Mehrheitssicht in Kroatien, obwohl es auch dort einige Historiker gab, die die westliche Ausrichtung des Christentums unter Kroaten anprangerten und sich einen »östlicheren Weg« wünschten wie beispielsweise Ferdo Šišić oder Zvane Črnja. Doch, die Mehrheit will die westliche Natur der kroatischen Kultur stärken und die Bedeutung der östlichen, d. h. byzantinischen Einflüsse herunterspielen. In diesen Rahmenbedingungen kann man auch eine Vorstufe des hohen Stellenwertes der schon erwähnten »südöstlichen« Etappe der slowenischen Geschichte suchen.

Diversität versus Nivellierung

GABRIELLA SCHUBERT

Diversität versus Nivellierung

Zusammenfassung: Dieser Beitrag ist der sprachlichen und kulturellen Diversität und Nivellierung der Balkanvölker gewidmet. Im ersten Teil wird zu Beginn auf die sprachliche Regelung in der Europäischen Union und die Positionierung der Nachfolgesprachen des Serbokroatischen unter ausführlicher Beschreibung ihrer bisherigen Entwicklung eingegangen: von der Nivellierung zur Diversität bzw. den gegenwärtigen Auseinandersetzungen untereinander in der Sprachenfrage. Der zweite Teil ist den wesentlichen Merkmalen der kulturellen Entwicklung der Region unter wechselnden politisch-sozialen Rahmenbedingungen gewidmet. Ein besonderes Augenmerk gilt der Bewahrung von Tradition im Denken und Verhalten sowie der Aneignung westlicher Strukturelemente.

Schlüsselwörter: Entwicklung, Sprachen, Kulturen, Südosteuropa

Diversity versus Levelling

Abstract: This contribution is dedicated to the linguistic and cultural diversity and levelling of the Balkan peoples. The first part begins with the linguistic regulations in the European Union and the positioning of the successor languages of Serbo-Croatian, with a detailed description of their development until today: from levelling to diversity and the current disputes among the linguistic communities involved on the language question. The second part is dedicated to the essential characteristics of the region's cultural development under changing political and social conditions. Particular attention is paid to the preservation of tradition in thinking and behaviour as well as the appropriation of Western structural elements.

Key words: The Development, Languages, Cultures, Southeast Europe

I. Sprachliche Implikationen

I.1 Einleitung

Die Mehrsprachigkeit ist in der Europäischen Union fest verankert. Entsprechend der Rahmenstrategie der Kommission der Europäischen Gemeinschaften vom 22. November 2005 ist es die Sprachenvielfalt, die die Union zu dem macht, was sie ist: kein ›Schmelztiegel‹, in dem Unterschiede verschmolzen werden, sondern ein Miteinander vielfältiger Unterschiede, das die zahlreichen Muttersprachen als Reichtum begreifen und zugleich als Weg zu mehr Solidarität und gegenseitigem Verständnis führen soll (Rahmenstrategie 2005, 2). Dieser ›Luxus‹ geht in der Union bzw. deren Mitgliedsstaaten freilich mit hohen Dolmetscher- und Übersetzerkosten einher.

Unter den sechs Gründungsstaaten der Europäischen Union wurden 1958 Französisch, Deutsch, Niederländisch und Italienisch als Amtssprachen festgelegt; mit jeder Erweiterung kamen weitere Sprachen hinzu: heute sind es 24 und sie sind im EU-Vertrag aufgelistet (Vertrag über die Europäische Union, Artikel 55). Jede dieser Vertragssprachen genießt Gleichrangigkeit. In der Union kann jeder Bürger beanspruchen, sich in seiner Sprache an die Einrichtungen der Union zu wenden und eine Antwort auf sein Anliegen in einer der Amtssprachen zu erhalten. Dadurch unterscheidet sich die Europäische Union von anderen internationalen Organisationen wie der UNO, in der 193 Staaten vertreten sind, jedoch nur sechs offizielle Sprachen zugelassen sind, oder der EFTA, in der nur das Englische gilt.

Die Sprachenfrage ist für die Europäische Union von grundsätzlicher Bedeutung – aus der Perspektive der Mitgliedsstaaten wie natürlich auch der Institutionen in Brüssel. Theoretisch gilt das Modell der Verwendung aller Amtssprachen, doch werden jedem Mitgliedsstaat die Kosten für Übersetzungen auferlegt, was für kleine und arme Mitgliedsstaaten eine große finanzielle Belastung bedeutet. Die Verwendung des Englischen als Relaisprache ist auch nicht frei von Problemen – so bei Übersetzungen von strukturell weit auseinander-

liegenden Sprachen wie z. B. des Finnischen und des Maltesischen. Zusätzliche Schwierigkeit bereiten die aufgrund unterschiedlicher Rechtssysteme häufig nicht deckungsgleich übersetzbaren Begriffe des Rechts und der Verwaltung (vgl. hierzu: Die Sprachenfrage in der EU).

Englisch wurde erst 1973 in den Sprachenkanon aufgenommen, als Großbritannien und Irland der EU beitraten. Seitdem hat das Englische jedoch als *common language* in der Union den Sieg zu Ungunsten des Deutschen und Französischen davongetragen. Auch nach dem Brexit bleibt Englisch weiterhin die wichtigste Behördensprache unter den Mitgliedsstaaten.

Die Vormachtstellung des Englischen in Europa hat sich auch in nahezu allen Bereichen des öffentlichen Lebens und im Bildungsbereich sowie als Wissenschaftssprache behaupten können – selbst um den Preis der Qualität des auf Konferenzen, Tagungen und bei anderen Gelegenheiten gesprochenen und geschriebenen Englisch, genannt *EUrisch* bzw. *EUglish*, das viel zu wünschen übrig lässt. »English is not an international language – broken English is« – so ein bekanntes *Bonmot*. Angesichts des Wechsels zum Englischen wächst in den Wissenschaften die Furcht vor dem Verlust von Ideenvielfalt und Kreativität, wenn Wissenschaftsthemen in englischer Sprache nur noch eingeschränkt Eingang in die Gesellschaft finden (hierzu u. a. Seriously Deutsch).

Zweifellos feiert die Anglizifizierung auch in der südosteuropäischen Region Erfolge. Heute wird man häufiger beobachten können, dass sich etwa ein Slowene und ein Kroat, ein Kroat und ein Serbe, ein Serbe und ein Mazedone auf Englisch unterhalten oder sich gar eines Dolmetschers bedienen, um den Gebrauch des von ihnen vor nicht so langer Zeit noch gemeinsam verwendeten Serbokroatischen zu vermeiden. Für Kosovoalbaner gilt dies in ihrem Verhältnis zu den Sprechern der genannten Sprachen noch viel mehr. Das hat allerdings nicht nur etwas mit der zuvor geschilderten gesamteuropäischen, sondern auch und vor allem mit der südosteuropäisch-regionalen Entwicklung zu tun.

1.2 Zum Auf und Ab von Sprache und Ethnizität in Südosteuropa

Selten woanders in Europa gibt es eine solch enge Verzahnung zwischen Sprache und Ethnizität wie in Südosteuropa. Was ihren Sprachzustand und dessen Stellung in Europa betrifft, bieten das *Griechische*, *Albanische* und *Rumänische* wenig Angriffsmöglichkeiten. Anders steht es um die südslawischen Sprachen: die Nachfolgesprachen des *Serbokroatischen*: *Serbisch*, *Kroatisch*, *Bošnjakisch* und *Montenegrinisch* sowie die ostsüdslawischen Sprachen *Makedonisch* und *Bulgarisch*, die seit längerem Gegenstand erbitterter Auseinandersetzungen sind.

1.2.1 Serbokroatisch und dessen Nachfolgesprachen

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Auflösung Jugoslawiens gehörten das *Kroatische*, *Serbische*, *Bošnjakische* und *Montenegrinische* zur plurizentrischen Sprache *Serbokroatisch*, das, auf einem ostherzegowinischen Dialekt beruhend, 1850 in der Wiener Schriftsprachenvereinbarung zur gemeinsamen Schriftsprache erhoben wurde. In ganz Jugoslawien wurde diese Bezeichnung jedoch erst 1954 nach dem Abkommen von Novi Sad/Neusatz eingeführt. Das *Serbokroatische* diente in Ex-Jugoslawien ähnlich wie *Russisch* in der ehemaligen Sowjetunion als offizielle Verkehrssprache, als interethnisches Kommunikationsmedium, als externe Kontaktsprache und Kommandosprache der jugoslawischen Armee. Es war eine Sprache mit zwei Varianten: einer *serbischen* und überwiegend in kyrillischer Schrift sowie einer *kroatischen*, überwiegend in lateinischer Schrift geschriebenen Variante.

Diese bilateral als kroatisch-serbisch definierte Plurizentrik wurde während der 1950–1960er Jahre zu einer dreiseitigen Sprache (KMS) umdefiniert, und seit den 1970–1980er Jahren galt, dass *Serbokroatisch* vier Varianten aufweise: *Serbisch*, *Kroatisch*, *Bosnisch* bzw. *Bošnjakisch* und *Montenegrinisch*. *Bosnisch* bzw. *Bošnjakisch* (*bosanski* bzw.

bošnjački) kennzeichnete in früheren Zeiten die Sprache aller Bewohner Bosniens, seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die der bosnischen Muslime und dann aller Muslime Jugoslawiens. Die genannten Varianten wurden zur jeweiligen Amtssprache in den jugoslawischen Nachfolgestaaten erklärt. Dies war das Ergebnis einer langen Auseinandersetzung um die Schaffung eigener Nationalsprachen, denen die von Johann Gottfried Herder geprägte Gleichung *eine Sprache – ein Volksgeist* zugrunde liegt (hierzu u. a. Gröschel 2009, Schubert 1998).

Das grammatische System und der Grundwortschatz dieser Sprachen sind größtenteils identisch, daher konzentrierten sich Sprachideologen in ihren Bemühungen um die Schaffung eigener Standardsprachen seit längerer Zeit auf die Lexik. Hierzu ausführlicher.

Dass für *Brot* im Serbischen *hleb*, im Kroatischen dagegen *kruh*; für *Bahnhof* serbisch *stanica*, kroatisch hingegen *kolodvor* usw. mündlich und schriftlich benutzt wird, hat bereits eine lange Tradition. Im Kroatischen wurden indessen in dem Wunsch, sich vom Serbischen abzugrenzen, Neologismen geprägt, die zum Teil nur geringfügige Abweichungen gegenüber dem Serbischen aufwiesen; vgl. z. B. kroat. *užitak* – serb. *uživanje* für *Genuss*; kroat. *loživo ulje* – serb. *lož ulje* für *Heizöl*. Zum Teil kamen auch Neologismen in Gebrauch; davon waren häufig die im Serbischen bzw. zuvor im Serbokroatischen gebräuchlichen Internationalismen betroffen; vgl. z. B. kroat. *bogonije-kanje* [wörtl. Gottesverneinung] statt skr. *ateizam* (Atheismus), *tlakomjer* [wörtl. Druckmesser] statt *barometar* (Barometer); *ravnatelj* [wörtl. Ebner, Ausgleicher] statt *dirigent* (Dirigent); *gospodarstvo* [wörtl. Wirtschaft] statt *ekonomija* (Wirtschaft bzw. Ökonomie) usw. Kroatische Linguisten waren in diesem Zusammenhang mehrheitlich davon überzeugt, dass eine einheitliche serbokroatische Sprache niemals existiert habe; vielmehr habe es zwei Einzelsprachen gegeben, die im Laufe der Geschichte mehrfach Phasen der Konvergenz durchliefen. Wiederum andere hielten das Serbische für einen Ableger des Kroatischen (hierzu u. a. Schubert ¹1997 und ²1997).

Demgegenüber betrachtete die Mehrheit der serbischen Linguisten Serbokroatisch als eine noch immer existente Sprache mit zwei

Varietäten, die jedoch grundlegend auf der serbischen Sprache beruhen. Ungeachtet dessen gab es Ende der 1990er Jahre auch von serbischer Seite umfangreiche Sprachstandardisierungsversuche (vgl. hierzu Schubert 2010). 1997, sechs Jahre nach dem Zerfall der Jugoslawischen Föderation und kurz vor Ausbruch des Kosovo-Krieges wurde in Belgrad unter Beteiligung von namhaften Sprachwissenschaftlern und Wissenschaftsorganisationen Serbiens, Montenegros und der Republika Srpska (Bosnien) ein »Ausschuss zur Standardisierung der serbischen Sprache« (Odbor za standardizaciju srpskog jezika) gegründet (vgl. Odbor). Der Ausschuss betonte die Eigenständigkeit des Serbischen und stellte fest, dass aus seiner Sicht Serbisch und Kroatisch in ihrer Standardterminologie bzw. Lexik, in Morphologie, Syntax, Stilistik und Semantik noch nie völlig übereingestimmt haben.

Wiederum anders definierten bosnische Linguisten das Serbokroatische. Es sei eine noch immer bestehende Sprache, die auf der bosnischen Nationalsprache basiere, da ja Vuk Karadžić in seiner Konzipierung der Standardsprache die štokavisch-ijekavischen Dialekte der Ostherzegowina zugrunde legte. Eine Minderheit bosnischer Sprachwissenschaftler geht sogar so weit zu behaupten, dass Kroaten und Serben sich ihrer Sprache historisch bemächtigt hätten, um diese als Mittel zur Erreichung ihrer politischen und kulturellen Zielsetzungen zu verwenden. Entsprechend wurden in Bosnien in das neukonzipierte *Bošnjakisch* Standard-Orientalismen ein- bzw. wieder eingeführt (hierzu u. a. Schubert 1998).

Fraglich erscheint nach meiner Auffassung, ob die Lexik dazu ausreicht, eine eigenständige Standardsprache zu schaffen; systemverändernd wirkt sie sich jedenfalls nicht aus. Problematisch ist zudem die Beseitigung von Internationalismen angesichts einer europäischen Einigungsbewegung, für die Internationalismen einen großen praktischen Wert besitzen.

1.2.2 Die Nachfolgesprachen des Serbokroatischen und die EU

Kroatien ist seit dem 1. Juli 2013 Mitglied der Europäischen Union. Das Land hat während seiner Beitrittsverhandlungen mit der Europäischen Union durchsetzen können, dass das Kroatische eine der 24 Amtssprachen der EU wird. Das war nicht selbstverständlich, den einige unter den Mitgliedstaaten forderten nämlich, dass eine unter den Nachfolgestaaten Jugoslawiens einheitliche Sprache zur Amtssprache in der EU bestimmt werde.

Dazu erschien am 26. März 2007 in der Belgrader Tageszeitung »Politika« ein von der Korrespondentin Svetlana Vasović-Mekina verfasster Bericht unter dem Titel »Neue Sprache, westbalkanisch« [Novi jezik, zapadnobalkanski] (Vasović-Mekina 2007; dazu auch Schubert 2008). In dem Bericht wird folgende Begebenheit thematisiert: In einer Sitzung des Europäischen Parlaments am 20. März 2007 fühlten sich einige Parlamentarier provoziert, als der slowenische Abgeordnete Jelko Kacin bei der Sitzung der parlamentarischen Ausschüsse der EU, auf welcher über die Fortschritte der Reformen in Kroatien beraten wurde, der kroatischen Ministerin Ana Lovrin, einem Gast bei der Sitzung, in kroatischer Sprache antwortete, weil er offenbar der Meinung war, dass dies dazu beitragen könnte, die Nachbarn in ihren Bemühungen auf dem Wege zur EU zu bestärken. Er begann folgendermaßen.: »Ich werde jetzt in kroatischer Sprache sprechen in dem Wunsch, dass diese Sprache so bald wie möglich offizielle Sprache in der EU werde«. Mit dieser Erklärung leitete er seine an die Ministerin gerichtete Frage ein, ob der Erwerb von Immobilien in Kroatien möglich sei. Hierauf ergriff sein Kollege aus Großbritannien Charles Tannock das Wort, um darauf hinzuweisen, dass »die kroatische Sprache nach Aufnahme Kroatiens in die EU nicht als offizielle Sprache der Union anerkannt werden wird. Die Bewohner des westlichen Balkans müssen sich auf eine Sprache einigen, die sie alle verstehen« und fügte hinzu: »Sie wollen uns doch wohl nicht mit unnötigen Kosten für Übersetzungen ins Kroatische, Bosnische, Montenegrinische und Serbische belasten?« Ministerin

Lovrin reagierte ihrerseits darauf, indem sie ihre Überzeugung zum Ausdruck brachte, dass Kroatien als gleichberechtigter Partner in der EU »genauso wie alle anderen Mitglieder in der Union das Recht auf eine eigene Sprache haben werde«.

Dieser Vorfall rief Sprachwissenschaftler auf allen Seiten Ex-Jugoslawiens auf den Plan, zur Frage einer gemeinsamen Arbeitssprache innerhalb der Europäischen Union Stellung zu beziehen. Stjepan Babić, ein renommierter kroatischer Sprachwissenschaftler, äußerte sich in der kroatischen Wochenzeitung »Fokus« vom 27. April 2007 kritisch über jene »westbalkanischen« Sprachwissenschaftler, die noch immer der Ansicht seien, dass es sich beim Serbischen, Kroatischen, Bosnischen/Bošnjakischen und Montenegrinischen wissenschaftlich und linguistisch um ein und dieselbe Sprache, politisch jedoch um vier Sprachen handle. Es seien vor allem serbische Kollegen, die dies behaupteten: Branislav Ostojić, Miloš Kovačević und Ivan Klajn, der bekannteste von ihnen. Es sei, so Babić weiter, absurd, dass sich Klajn für eine einheitliche Sprache in der EU einsetze, während er aber gleichzeitig die Bezeichnung *Bošnjakisch* als separate Bezeichnung der Sprache der Bošnjaken fordere, wo diese als Staatssprache auf die in Bosnien lebenden Serben und Kroaten doch nicht anwendbar sei (»Fokus« vom 27. April 2007). B/K/S sei die Sprache, die am Internationalen Straftribunal in Den Haag verwendet werde und die als Muster für die EU gelte; dies aber wäre für die Kroaten, so Stjepan Babić, nichts anderes als ein *EYU*. Auch deshalb gelte es in Kroatien, alle Anstrengungen zu unternehmen, um der Gefahr einer gemeinsamen »westbalkanischen« Sprache in der EU entgegenzuwirken.

Die serbische Autorin Vesna Perić Zimonić warf in ihrem im Zusammenhang mit dem erwähnten Vorfall im Europäischen Parlament verfassten Beitrag unter der Überschrift »Pošaljite mi dalekoumnožitelj, ja sam Hrvat« [Schicken Sie mir einen Fern-Vervielfältiger = Fax, ich bin Kroat] den kroatischen Sprachwissenschaftlern vor, sie seien ausschließlich damit beschäftigt, eine eigene Sprache zu finden, die sich vom Serbischen zu unterscheiden habe. Neben der

neukroatischen Bezeichnung *dalekoumnožitelj* [sinngemäß: Maschine zur weitreichenden Vermehrung für Telefax] erwähnt sie weitere Beispiele für kroatische Bemühungen, Internationalismen bzw. Anglizismen durch vermeintlich kroatische Bezeichnungen zu ersetzen: so werde neben den bereits seit einiger Zeit bekannten Neologismen wie *zrakomlat* für Helikopter und *brzoglas* für Telefon sowie *zoroklik* [wörtlich: Ruf im Morgenrot] für *pijevac* (Hahn) aus *hard disc* im Kroatischen neuerdings *čvrstnik* [zu *čvrst* = hart], und aus der (Computer-)Maus *nastolno klizalo* [wörtlich: Tisch-Gleiter] (vgl. »Vijesti« vom 10. April 2007). Einige der in Kroatien vorgeschlagenen neuen Bezeichnungen für militärische Ränge seien zudem geschmacklos, da sie dem faschistischen Ustascha-Regime des Zweiten Weltkriegs entstammen.

Ähnliche Versuche, so Perić Zimonić in ihrem Beitrag, ihre Sprache von Turzismen, Kroatismen und bošnjakischen Bezeichnungen zu reinigen, wurden auch in Serbien unternommen, doch seien sie in vielen Fällen fehlgeschlagen; es sei nicht möglich gewesen, Turzismen wie *čarape* (Strümpfe), *papuče* (Pantoffel), *šećer* (Zucker), *duvan* (Tabak), *pamuk* (Baumwolle), *sapun* (Seife), *bakar* (Kupfer), *bubrezi* (Nieren), *čekić* (Hammer), *čizme* (Stiefel) oder *rakija* (Schnaps) durch adäquate serbische Bezeichnungen zu ersetzen. Neben der bereits oft geäußerten Auffassung, dass sich 16 Millionen Menschen (Serben, Kroaten, Bošnjaken und Montenegriner) trotz regionaler Varianten in einer Sprache verständigen können, vertrete der Name *westbalkanisch* nach Ansicht der Autorin einen Teil Europas, dem alle erwähnten Nationen angehören und aufgrund dieser Tatsache gemeinsam auf die Aufnahme in die EU hoffen dürfen.

Eine ähnliche Ansicht vertrat ein Kreis von über 200 Intellektuellen und Kulturschaffenden (unter ihnen namhafte Schriftsteller, Linguisten, Journalisten, Schauspieler, Historiker und andere Wissenschaftler) im Rahmen einer Konferenzreihe, die 2017 in Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro stattfand. In ihrer Deklaration zur gemeinsamen Sprache heißt es, dass in Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro eine gemeinsame

polyzentrische Standardsprache verwendet werde, die aus mehreren Standardvarietäten bestehe – ähnlich wie im Deutschen, Englischen und Spanischen. Diese Aktion blieb jedoch ohne greifbare Folgen.

1.2.3. Ausblick

Aus der Außensicht der Europäischen Union sind die Nachfolgesprachen des Serbokroatischen in der Rangfolge der EU-Sprachen weit nach hinten gerückt; dies dürfte sich zweifellos auch auf ihr Prestige in der Union auswirken.

Es bleibt die Frage: Welche praktischen Auswirkungen wird es haben, wenn neben Kroatien auch Serbien, Bosnien und Montenegro Mitglieder der Europäischen Union sein werden und wenn sie – wie es logisch erscheint – auf der Verwendung ihrer jeweiligen Amtssprache bestehen? Werden sie sich, wenn sie in den Kommissionen und Ausschüssen miteinander kommunizieren, der Relaissprache Englisch bedienen, und werden ihre Beiträge dann aus dem Englischen jeweils ins Bosnische, Kroatische, Montenegrinische und Serbische übersetzt? Bislang werden Anklageschriften des Haager Kriegsverbrechertribunals in eine Sprache »B/C/S« (also Bosnisch, Kroatisch, Serbisch) übersetzt und von Angeklagten aller drei Ethnien verstanden. Auf längere Sicht können eine mögliche Annäherung oder umgekehrt eine weitere gegenseitige Abschottung der jugoslawischen Nachfolgestaaten diese Frage beantworten.

1.3 Bulgarisch und Makedonisch

Seit 2020 werden auch auf dem südlichen Balkan Schlagzeilen gemacht, in denen es um den bilateralen Streit zwischen Bulgarien und Nordmakedonien um Sprache und Politik im Zusammenhang mit der geplanten Mitgliedschaft Nordmakedoniens in der EU geht. Eigentlich sollte die EU unter der deutschen Ratspräsidentschaft noch 2020

die Beitrittsverhandlungen mit Nordmakedonien beschließen, doch dann machte das EU-Mitglied Bulgarien in Brüssel von seinem Veto-recht Gebrauch und blockierte die Aufnahme von Beitrittsverhandlungen mit Nordmakedonien, solange die »Geschichtsfälschung« aus Skopje weitergehe und die bulgarische Identität »stehle« (hierzu u. a. Voss 2022).

Zur Erinnerung: 1944 wurde von makedonischen Kommunisten die Jugoslawische Sozialistische Teilrepublik Makedonien innerhalb der jugoslawischen Föderation gegründet. Es folgte eine programmatische Abgrenzung Makedoniens in politischer, sprachlicher und kultureller Hinsicht sowohl von Serbien als auch und vor allem von Bulgarien. In der ersten Hälfte der 1940er Jahre wurden erstmals einige makedonische Mundarten systematisiert und in Schriften der Kommunistischen Partei Jugoslawiens (KPJ) und der Partisanenbewegung verwendet. Der Antifaschistische Rat der Volksbefreiung Makedoniens (ASNOM) beschloss 1944 die Einführung der makedonischen Sprache und proklamierte diese in der Republik Makedonien zur Amtssprache; danach waren philologische Kommissionen mit der Ausarbeitung der Details der makedonischen Schriftsprache beschäftigt. In Bezug auf das Alphabet orientierte man sich am Vorbild des kyrillischen Alphabets des Serbischen, das ebenfalls 1945 kodifiziert wurde. Im Jahr 1945 beschloss und 1946 verabschiedete der ASNOM ein »Gesetz zum Schutz der makedonischen Ehre«, mit dem der Gebrauch der bulgarischen Sprache verboten und unter Strafe gestellt wurde. Alle darauffolgenden »kosmetischen Maßnahmen« waren darauf ausgerichtet, die Sprache von Bulgarismen zu reinigen und an das Serbische anzunähern. Hierbei leistete der makedonische Schriftsteller und Philologe Blaže Koneski (1921–1993) einen wesentlichen Beitrag. Er musste sich von einigen Kollegen den Vorwurf gefallen lassen, die makedonische Sprache zu sehr serbisiert zu haben, indem er dem makedonischen Standard u. a. die auch in der serbischen Standardsprache verwendete phonetische Rechtschreibung – im Gegensatz zur etymologischen Rechtschreibung im Bulgarischen – zugrunde legte.

Die makedonische Schriftsprache beruht im Wesentlichen auf den Dialekten der Region um die Städte Kičevo, Bitola, Struga und Ohrid im westlichen Makedonien, die bulgarische hingegen überwiegend auf den Dialekten des östlichen Bulgariens. Die Abweichung zwischen Makedonisch und Bulgarisch ist in der Schriftsprache größer als in der gesprochenen Sprache. Von der serbischen Kyrilliza unterscheidet sich die makedonische durch die andere Form der Buchstaben *ř* (serbisch *ђ* bzw. *đ* in Lateinschrift) und *ќ* (serbisch *ћ* bzw. *ć*) sowie durch den zusätzlichen Buchstaben *s* (der den im Serbischen nicht-existierenden Laut [dz] wiedergibt). Das makedonische Alphabet hat daher 31 Buchstaben (das serbische 30). Mit dem Bulgarischen teilt das Makedonische viele für slawische Sprachen untypische Merkmale wie z. B. postponierte Affixe als Artikel, die Objektverdopplung oder den vollständigen Entfall des Genitivs. Im Makedonischen gibt es viele Lehnwörter aus dem Serbischen, geschichtlich bedingt aber auch aus dem Osmanisch-Türkischen. In jüngster Zeit finden sich auch viele Anglizismen.

Hauptziel in der Außenpolitik des seit 1991 unabhängigen Staates Makedonien war die Mitgliedschaft in der Europäischen Union. Gegen die Aufnahme des Landes unter dem Namen »Republik Makedonien« widersetzte sich jedoch dessen Nachbar Griechenland. Einer der Gründe war Art. 49 der Verfassung des Landes, in dem sich die Republik verpflichtete, sich für den Status und die Rechte der Makedonier in den Nachbarländern einzusetzen. Griechenland interpretierte dies als Ermutigung zum Separatismus gegenüber seiner Minderheit der makedonischen Slawen und befürchtete potenzielle territoriale Ansprüche durch Makedonien. Nach einer Handelsblockade durch Griechenland änderte Makedonien seine Verfassung und erklärte, keine territorialen Ansprüche gegenüber den Nachbarstaaten zu haben. Griechenland hat durchsetzen können, dass in der Nomenklatur offizieller EU-Dokumente das Nachbarland als *Former Yugoslav Republic of Macedonia* (abgekürzt FYROM) benannt werde, obwohl sich Makedonien selbst als *Republik Makedonien* (*Republika Makedonija*) bezeichnete. Entsprechend seiner Einigung mit Griechenland

im Jahr 2018 änderte es auch seinen Staatsnamen zu *Republik Nordmakedonien* (*Republika Severna Makedonija*). Im Gegenzug erklärte sich Griechenland bereit, die Beitrittsverhandlungen Nordmakedoniens mit der EU und der NATO nicht mehr zu blockieren. Neben dem Staatsnamen wurde auf Wunsch Griechenlands auch die Staatsflagge geändert: Die ursprüngliche Ausführung der makedonischen Nationalflagge sah das alte antike Sonnensystem mit insgesamt 16 Strahlen auf rotem Grund vor. Diese Assoziation war aus griechischer Sicht inakzeptabel, und es wurde eine Reduktion der Sonnenstrahlen auf acht gefordert, um das Sonnenmotiv auf der Nationalflagge von dem antiken Motiv unterscheiden zu können.

Nachdem jedoch Makedonien die Hürde seiner Namengebung in der Auseinandersetzung mit Griechenland genommen hatte, folgte die Blockade des EU-Beitritts durch Bulgarien. Aus bulgarischer Perspektive seien die slawisch-stämmigen Bewohner Nordmakedoniens Bulgaren und sprächen bulgarisch. Ihnen sei in Tito-Jugoslawien künstlich eine neue, *makedonische* Identität und Sprache aufgezwungen worden. Beitrittsverhandlungen könnten daher erst beginnen, wenn Makedonien die Forderungen des EU-Mitglieds Bulgarien erfüllt. Das bedeutet: Nordmakedonien müsse seine bulgarischen Wurzeln in seiner Sprache, Bevölkerung und Geschichte anerkennen; es müsse bestätigen, dass seine Landessprache ein Dialekt des Bulgarischen sei. Ein entsprechendes Erklärendes Memorandum über die Beziehung der Republik Bulgarien zur Republik Nordmakedonien in Verbindung mit dem EU-Erweiterungs- und dem Assoziierungs- und Stabilisierungsprozess wurde im August 2020 aus Sofia in 26 EU-Hauptstädte verschickt. Darin wird auf »ethnische und linguistische Eingriffe« verwiesen, die in Nordmakedonien in den 1970er Jahren stattgefunden hätten, und gefordert, dass der »Erweiterungsprozess die ethnischen und linguistischen Eingriffe vergangener autoritärer Regime nicht legitimieren dürfe« (vgl. Georgiewski 2020).

Auch in anderen Bereichen belastet eine Auseinandersetzung das Verhältnis zwischen Bulgarien und Nordmakedonien: Nordmakedonien nimmt für sich in Anspruch, der Vorläufer des kyrillischen Al-

phabets sei in Makedonien und nicht in Bulgarien begründet worden. Bulgarinnen und Bulgaren sind indessen besonders stolz auf den Ursprung des Kyrillischen in Bulgarien. Die Auseinandersetzung zwischen beiden Ländern schwelt weiter.

II. Kulturelle, soziale und mentale Implikationen

Die südosteuropäische Region kann mit einem in Europa einzigartigen kulturellen Reichtum, einem Nebeneinander von authentischen volkskulturellen Traditionen und modernsten Kulturformen, aufwarten.

II.1 Die bäuerliche Altkultur

Einige Ausprägungen der patriarchalen bäuerlichen Altkultur, so vor allem im Hausbau und in der Wohnkultur, in der Nahrungszubereitung und Esskultur, haben in einigen Gegenden der Balkanhalbinsel bis in die Gegenwart überlebt. Es handelt sich hierbei zumeist um abgelegene, wirtschaftlich unterentwickelte und verkehrsmäßig wenig erschlossene Rückzugs- und Randgebiete in Gebirgsregionen mit extensiver Viehzucht, die von ethnischen Minderheiten (u. a. Vlach, Goranen, Sarakatsanen, Karagunen und Pomaken) bewohnt sind (dazu u. a. Sikimić 2004). Ein Festhalten an der traditionellen Lebensweise ist bei ihnen zumeist Folge wirtschaftlicher Zwänge und nur selten Ergebnis bewusster ethnischer Abgrenzung. Unter veränderten wirtschaftlichen Voraussetzungen könnte sich dies auch rasch ändern; einen Beitrag dazu könnten aus Westeuropa zurückkehrende Gastarbeiter leisten.

II.2 Das osmanische kulturelle Erbe

Die Jahrhunderte währende osmanische Herrschaft hat in den Gesellschaften Südosteuropas, insbesondere der engeren Balkan-Region, tiefe Spuren hinterlassen, die auch heute noch wirksam sind. Ein »Ottoman way of life« entwickelte sich zunächst in den Städten mit muslimischer Bevölkerung (hierzu u. a. Lovrenović ²1999, 209) und manifestierte sich im städtischen Alltag wie auch im Stadtbild, prägte jedoch in der Folge auch das Leben der Menschen auf dem Lande. Östliche, über die Osmanen vermittelte Elemente haben bei den Völkern des Balkans in nahezu allen Bereichen der Lebenswelt, so im Hausbau, in der Gestaltung des Wohnraumes, in Nahrung und Kleidung, aber auch in Brauchtum, Handel und Handwerk, Musik und Tanz ihre Spuren hinterlassen. In mancher Hinsicht blieben sie präsenter als in der Türkei selbst: Während z. B. heute in der Türkei eher Tee als Kaffee getrunken wird, bevorzugen die Bewohner des Balkans den türkischen Kaffee wie in osmanischen Zeiten (dazu u. a. Schubert ¹2009). Zur Hinterlassenschaft der osmanischen Herrschaft zählt u. a. die hohe Zahl von Turzismen, die zum Allgemeingut der Balkanvölker wurden wie z. B. *pare* (Geld), *boja* (Farbe), *kalup* (Leisten), *bakar* (Kupfer), *kirija* (Miete), *jorgan* (Bettedecke), *džep* (Tasche), *torba* (Beutel), *šalvari* (Pumphosen), *kasap* (Fleischer). Sie etablierten sich vor allem in Bezeichnungen von Speisen wie *sarma*, *ćevap*, *köfte*, aber auch in affektiven Begriffen wie *budala* (Dummkopf), *mangup* (Gauner), *inat* (Sturheit) oder *kef* (Lust, gute Stimmung) (dazu vgl. u. a. Hazai/Kappler, 1999).

Während sich in West- und Mitteleuropa im 16. Jahrhundert bereits eine Markt- und Geldwirtschaft herauszubilden begann, waren die Gesellschaften des Balkans mit einer relativen Stagnation bzw. einer wesentlich langsameren Entwicklung konfrontiert (Kaser ²2002, 105). Über Jahrhunderte stand eine westeuropäische bürgerliche Kultur einer balkanischen Bauernkultur mit andersartigen Gestaltungsmerkmalen und Entwicklungspotentialen gegenüber. Eine Folge der langen, Wirtschafts- und Sozialbeziehungen der von den Menschen konservierten

Auswirkungen der Osmanenherrschaft war die Existenz in Mehrfamilienverbänden, in denen Denken und Verhalten, Werte und Normen auf das Kollektiv ausgerichtet waren. Autorität und Wehrhaftigkeit des Mannes; Solidarität, Hilfsbereitschaft und eine starke Bindung der Familienmitglieder untereinander gehörten zu ihren wichtigsten ethischen Grundlagen (hierzu u. a. Gesemann 1943/1979).

Aus dieser Quelle resultiert eine Variante des Selbstverständnisses der Südosteuropäer, die sie – auch subjektiv – dazu motiviert, westlichen Werten und Normen, hier etwa dem rationalen Denken und Planen, der Sparsamkeit, der Disziplin und formalisierten Beziehungen, distanziert gegenüberzustehen. Traditionalismus, Formen und Normen der einstigen patriarchalen Gesellschaften wie etwa die Rolle des Mannes in der sozialen Kontrolle; die traditionelle Kindererziehung oder die überstarke Heimatverbundenheit, bestimmen bis in die Gegenwart vielfach Denken und Handeln der Menschen, insbesondere in dörflichen Regionen (hierzu u. a. Schubert ¹2014).

II.3 Anpassung im Sozialismus

Der Sozialismus brachte in den Ländern Südosteuropas, die unter sowjetischen Einfluss geraten waren, radikale Veränderungen in allen Lebenssphären mit sich. Zu ihnen gehörten eine großangelegte Industrialisierung, die Kollektivierung der Landwirtschaft, die Integration der Frauen in die Arbeitsprozesse, Urbanisierung und Maßnahmen zur Hebung des Bildungsstandes beider Geschlechter. Roth (Roth 1999, 66) unterteilt die Rahmenbedingungen, die das Alltagsleben in sozialistischer Zeit am stärksten tangierten, in drei Gruppen: 1. totalitäre Herrschaft und Kontrolle, die permanente Eingriffe von Partei und Staatsorganen in das Leben des Einzelnen zur Folge hatte; 2. Mangelwirtschaft und 3. Modernisierung. Sozialistische Grundwerte wie Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität waren mit hohen Moralvorstellungen verbunden. Der neue »sozialistische Mensch« sollte nach Höherem streben und sich für die Ziele des Sozialismus auf-

opfern bzw. individuelle materielle Interessen hintanstellen. Er sollte sich in jeder Hinsicht im Sinne der sozialistischen Moral verhalten und Selbstperfektion erreichen (hierzu Brunnbauer 2005 und 2007).

Zwischen ideologischem Anspruch und Alltagsrealität klaffte jedoch ein breiter Graben. Unfreiheit, Repressionen, Mangelwirtschaft und Korruption sind nur einige der Erscheinungen, die das Leben der Menschen in dieser Zeit beeinträchtigten. Auf dem Arbeitsplatz und im privaten Bereich bildeten sich geschlossene Gruppen, die dem Informationsaustausch und der gegenseitigen Unterstützung, dem »Organisieren« dienten. Roth (Roth 1999) spricht in diesem Zusammenhang von einem »sozialistischen Habitus«, der zu einer spezifischen Bündelung von Verhaltensweisen geführt hat. Einerseits war die Anpassung an die neue sozialistische Realität unvermeidlich; andererseits waren in vielen Hinsichten die Fortführung und sogar Verstärkung tradierter Verhaltensweisen und Einstellungen zu beobachten. Giordano (Giordano 2010, 23ff.) beschreibt das Dasein in dieser Zeit als ein Vermächtnis der historischen Marginalisierung der Balkanvölker, die sich auch nach dem Zusammenbruch der Imperien immer wieder reproduzierte. Die Folge war ein Bruch zwischen Staat und Gesellschaft, der mit »öffentlichem Misstrauen« der Bevölkerungen einherging und im Kommunismus nur noch weiter gesteigert wurde. Zu seinen Ausprägungen im Alltagsleben gehört jenes übermächtige Netzwerk, das von persönlichen und semi-privaten, korrupten Beziehungen und von »Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen« über »rituelle Verwandtschaft, instrumentelle Freundschaft« und »Bekanntschaften« bis zu »Klientelsystemen« und »mafiaösen« oder »mafiaähnlichen Netzwerken« reicht, die dann auch Einfluss auf öffentliche Institutionen nahmen (Giordano 2007 und 2010, Schubert ²2009).

II.4 Wandel und Beharren in einer globalisierten Welt

Nach dem politischen Umbruch war nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch der Alltag der Bewohner Südosteuropas tiefgreifenden

Umbrüchen unterworfen. Sie waren erneut mit veränderten Leitbildern und kulturellen Modellen konfrontiert – jenen der Pluralisierung, Europäisierung und Globalisierung. Dies bedeutete eine grundlegende Umorientierung auf neue Gegebenheiten im Wirtschafts- und Rechtsalltag, im Umgang mit Behörden und Geldinstitutionen. Veränderungen gab es auch im Arbeitsleben und in der Arbeitsorganisation, die den Grundprinzipien des freien Marktes und des internationalen Wettbewerbs angepasst werden mussten. Über die Medialisierung des Alltags verbreiteten sich zahlreiche westliche und transatlantische Vorbilder. Sterbling (Sterbling 2008, 609f.) spricht in diesem Zusammenhang von nach wie vor komplizierten Spannungs- und Verschränkungsbeziehungen zwischen traditionellen und modernen Strukturelementen, die eine »partielle Modernisierung« mit sich brachten.

Einerseits kann eine positive Akzeptanz der postsozialistischen Gestaltung des Alltagslebens beobachtet werden. Dazu einige Beispiele: Nicht nur im urbanen Milieu veränderte sich das Privatleben der Menschen. In diesem Zusammenhang öffneten Fitness- und Wellness-Zentren, Schönheitssalons und Typenberatungsstudios ihre Tore und wurden wie in westlichen Ländern zu frequentierten und einträglichen Einrichtungen. Zum Stadtbild in der Region gehören fast überall Fast Food-Restaurants wie *Mc Donald's* und *Burger King*. Den Alltag der Menschen – im Arbeitsleben wie zu Hause – beherrschen Medialisierung und die elektronische Kommunikationskultur, und natürlich dienen überall Facebook sowie Twitter für ihre interpersonale Kommunikation. Ebenso sind Mobiltelefone bis in das kleinste Dorf vorgedrungen.

Nach dem Niedergang der sozialistischen Systeme, in denen ein Gemeinschaftsgeist unter sozialistischen ideologischen Vorgaben und im Sinne einer Gleichschaltungspolitik propagiert und eingeübt wurde, scheint Denken und Handeln der Menschen auch noch heute in nicht geringem Maße der Gemeinschaft verhaftet zu sein. Hier auf lassen Selbstreflexionen aus der Region schließen. So schreibt beispielsweise Jovan Marić, ein serbischer Neuropsychiater, 1998 in seinen Betrachtungen unter dem Titel »Wie sind wir Serben eigent-

lich geartet?« (Marić 1998, 93; Übers.: G. S.) u. a.: »Die Serben sind keine Individualisten; sie sind vielmehr Angehörige eines Kollektivs; der kollektivistische Geist ist bei jedem von uns, genauer, bei der überwiegenden Mehrheit der Serben, sehr stark ausgeprägt und präsent«. Wie sehr dieser Geist auch weiter wirkt, zeige sich, so Marić, im Verhältnis der Verwandten zueinander: etwa darin, dass Kinder auch noch im Erwachsenenalter im elterlichen Haus verbleiben, und darin, dass Serben vor allem für kollektive Sportarten wie Basketball, Handball oder Fußball begabt seien. Tradierte Verhaltensweisen und Einstellungen prägen bis heute soziale Beziehungen, insbesondere auf dem Lande. Dies äußert sich in Misstrauen gegenüber dem Staat – selbst in einer pluralistischen Demokratie wie Griechenland; in einer starken sozialen Kontrolle, in einem ausgeprägten Männlichkeitsethos (z. B. im großstädtischen Straßenverkehr), in einer ausgeprägten Bindung unter Verwandten und in einer ausgeprägten Großzügigkeit nach außen – bis zum wirtschaftlichen Ruin. Andrei Pleșu erläutert dies folgendermaßen:

Wir sind in demselben Maße old fashioned wie der Westen fashionable ist. Doch es gibt auch einen nur allzu menschlichen Zauber dieser Unzeitgemäßheit, eine Pittoreske des Konventionellen, einen Dekorativismus von veralteten Manieren – die allesamt der up to date-Juvenilität der entwickelten Länder und ihrem funktionellen, entspannten und matter of fact-Verhalten als farbenfroher Kontrapunkt dienen könnten (Pleșu, 2007, 162).

Negative Ausprägungen dieses Erbes sind Neopatrimonialismus, Klientelismus und Korruption sowie Mangel an zivilgesellschaftlichen Formen in öffentlichen Handlungsbereichen. Ein Netzwerk von persönlichen und semi-privaten, korrupten Beziehungen bestimmt noch immer in vielen Fällen den Erfolg oder Misserfolg des Einzelnen (vgl. dazu u. a. Schubert ²2009, 2012).

II.5 Kultureller Synkretismus in der Gegenwart

Auf der Balkanhalbinsel werden wir gegenwärtig Merkmale feststellen können, die in den weitgehend entpersonalisierten Industriegesellschaften des Westens Vorbildfunktion haben könnten: so die Nähe in Sozialbeziehungen, die sich unter anderem in einer starken Bindung unter Familienmitgliedern, in der Unmittelbarkeit der interpersonellen Kommunikation, in einer ausgeprägten Hilfsbereitschaft unter Nachbarn wie auch gegenüber Fremden, der Genügsamkeit und einer geradezu beschämenden Gastfreundschaft äußert. Die Gastfreundschaft gegenüber Fremden, die früher eine soziale Institution war, ist auch heute noch überall eine nahezu heilige Pflicht. Freude am Feiern und sinnlicher Genuss gehören ebenso zu tradierten Verhaltensweisen, die Außenstehende immer wieder fasziniert. Allgemein mag gelten, dass die emotional erfahrbare Ordnung des Daseins, das gemeinsame Sinnverständnis hier in weiten Teilen noch nicht jener Vielfalt von Alltagswelten gewichen ist, die man in offenen westlichen Industriegesellschaften antrifft. Dies ermöglicht in diesem Teil Europas eine unverkrampfte Leichtigkeit und zugleich Selbstsicherheit im Umgang mit Neuem unter Bewahrung von Altem (hierzu Schubert ²2009, 2012, ²2014).

Wichtig für die Gesamtentwicklung ist, dass in der heute vorherrschenden Kultur der Balkanländer erhebliche Teile der tradierten Volkskultur synkretistisch und in schöpferischer Weise mit westlichen Formen und globalen Kulturelementen verflochten sind. Dies zeigt sich in vielen Sphären des Lebens – so etwa in der Ausgestaltung von Hochzeiten, in denen sich häufig traditionelle, kirchliche und westlich-bürgerliche Elemente miteinander verbinden; in der pan-balkanischen populären Musik mit lokalen Varianten, der Popfolk-Bewegung: *turbofolk* in Serbien, *čalga* in Bulgarien, *mane*le in Rumänien, die mit *Keyboard* und modernen Instrumenten dargeboten werden, aber auch in der Mode und der Esskultur, der Literatur und Kunst sowie im Umgang mit moderner Technik.

Daneben mündet die angesichts fortschreitender Globalisierung vielfach präsente Angst vor dem Verlust der eigenen kulturellen Identität in Aktivitäten zur Wiederbelebung des kulturellen Erbes, in Formen, die von privaten und staatlichen Organisationen bewusst gefördert werden: Volkstanzgruppen oder halbprofessionelle Tanzensembles in farbenprächtigen Trachten tanzen, singen und spielen auf Folklore-Festivals, im Fernsehen oder vor Touristen an der Adria, am Schwarzen Meer und auf den griechischen Inseln; alte oder nach alten Vorlagen gefertigte Textilien, Schmuck und Keramik werden überall als Souvenirs feilgeboten oder verleihen Restaurants und ihrem Personal einen spezifischen Folklore-Look; alte Stadtviertel oder Dörfer werden zu lebenden Museen gestaltet; im traditionellen Duktus neu geprägte Musik, Lieder und Epen werden täglich im Radio gesendet und Jahres- und Lebenslaufbräuche werden in dramatisierter Form auf regionalen und nationalen Festivals dem Publikum präsentiert. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um tradierte und authentische Kulturformen, sondern um künstlich wie auch staatlich gelenkte Kulturpflege. In jedem Fall sind es die ästhetisch ansprechenden, pittoresken und ausdrucksstarken Teile der Volkskultur, die, aus ihrem Sinn- und Funktionszusammenhang gerissen, als Versatzstücke in völlig anderen Zusammenhängen dargeboten werden.

Bibliographische Hinweise

Brunnbauer, Ulf. 2005. »Alltag und Ideologie im Sozialismus – eine dialektische Beziehung.« *BOI* 23/2005, 9–16.

Brunnbauer, Ulf. 2007. »Die sozialistische Lebensweise«. *Ideologie, Gesellschaft, Familie und Politik in Bulgarien (1844–1989)*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag.

Cvetković-Sander, Ksenija. 2011. *Sprachpolitik und nationale Identität im sozialistischen Jugoslawien 1945–1991. Serbokroatisch, Albanisch, Makedonisch und Slowenisch*. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.

Gesemann, Gerhard. 1979. *Heroische Lebensform. Zur Literatur und Wesenskunde der balkanischen Patriarchalität*. Neuried: Hieronymus 1979.

Giordano, Christian. 1995. »The Balkans: European Periphery, Epicentre of Ethnicity and Landscape of Feuds«. *Anthropological Journal on European Cultures* 1, 95–106.

Giordano, Christian. 2007. »Privates Vertrauen und informelle Netzwerke: Zur Organisationsstruktur in Gesellschaften des öffentlichen Misstrauens. Südosteuropa im Blickpunkt«. In Klaus Roth (Hrsg.). *Soziale Netzwerke und soziales Vertrauen in den Transformationsländern. Social Networks and Social Trust in the Transformation Countries*. 21–49. Wien-Zürich-Berlin: LIT Verlag.

Giordano, Christian. 2010. »Südosteuropa – eine Region eigener Art?«. In Joachim Jesko Puttkamer und Gabriella Schubert (Hrsg.). *Kulturelle Orientierungen und gesellschaftliche Ordnungsstrukturen in Südosteuropa*. 19–40. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.

Gröschel, Bernhard. 2009. *Das Serbokroatische zwischen Linguistik und Politik. Mit einer Bibliographie zum postjugoslavischen Sprachenstreit*. München: Lincoln.

György, Hazai und Matthias Kappler. 1999. »Der Einfluß des Türkischen in Südosteuropa«. In Uwe Hinrichs (Hrsg.). *Handbuch der Südosteuropa Linguistik*. 649–675. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag.

Lovrenović, Ivan. 1999². *Bosnien und Herzegowina. Eine Kulturgeschichte*. Wien/Bozen: Folio.

Marić, Jovan. 1998. *Kakvi smo mi Srbi? Prilozi za karakterologiju Srba* [Wie sind wir Serben? Beiträge zur Charakterologie von Serben]. Beograd: Selbstverlag.

Matl, Josef. 1972. »Die patriarchale Altkultur und der Weg zur Neukultur«. In Henrik Birnbaum und Speros Vryonis. *Aspects of the Balkans. Continuity and Change*. 355–369. Den Haag: De Gruyter.

Roth, Klaus. 1988. »Wie »europäisch« ist Südosteuropa? Zum Problem des kulturellen Wandels auf der Balkanhalbinsel«. In Nils-Aarvid Brigeus et al. (Hrsg.). *Wandel der Volkskultur in Europa*.

Festschrift für Günter Wiegmann zum 60. Geburtstag. 219–231. Münster: F. Coppenrath Verlag.

Roth, Klaus. 1989. »Osmanische Spuren in der Alltagskultur Südosteuropas.« In Hans Georg Majer (Hrsg.). *Die Staaten Südosteuropas und die Osmanen.* 319–332. München: Selbstverl. D. Südosteuropa-Gesellschaft.

Roth, Klaus. 1999. »Praktiken und Strategien der Bewältigung des Alltagslebens in einem Dorf im sozialistischen Bulgarien.« *Zeitschrift für Balkanologie* 35 (1), 63–77.

Schubert, Gabriella. 1997¹. »Diskurs der Eliten in Ex-Jugoslawien um Sprachnomination und Standardsprache.« In Wolfgang W. Moellenken und Peter J. Weber (Hrsg.). *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik.* 458–466. Bonn: Dümmler Verlag.

Schubert, Gabriella. 1997². »Einzelaspekte neuer Mehrsprachigkeit im ehemaligen Jugoslawien.« In *Sociolinguistica, Internationales Jahrbuch für Europäische Soziolinguistik* 1, 83–93.

Schubert, Gabriella. 1998. »Sprache in Abgrenzungsstrategien im ehemaligen Jugoslawien.« In Christian Giordano, Roberta Colombo Dougoud und Elke-Nicole Kappus (Hrsg.). *Interkulturelle Kommunikation im Nationalstaat.* 235–247. Freiburg: Universitätsverlag.

Schubert, Gabriella. 1999. »Mythos »Europa« – aus entgegengesetzten Perspektiven.« *Zeitschrift für Balkanologie* 35/2, 187–194.

Schubert, Gabriella. 2005. »Südosteuropäische Identität in einem sich wandelnden Europa.« *Südosteuropa Mitteilungen* 45/2, 30–41.

Schubert, Gabriella. 2008. »Bosnisch, Kroatisch, Serbisch und Montenegrinisch in der Europäischen Union.« *Zeitschrift für Balkanologie* 44/3, 221–228.

Schubert, Gabriella. 2009. »Verbindendes und Trennendes in den Alltagskulturen von Christen und Muslimen in Südosteuropa.« In Thede Kahl und Cay Linau (Hrsg.). 173–190. *Christen und Muslime. Interethnische Koexistenz in südosteuropäischen Peripheriegebieten.* Wien/Berlin: Lit.

Schubert, Gabriella. 2009. »Populistische Ideologeme der Selbstvergewisserung in Südosteuropa, insbesondere im südslawischen

Raum«. In Anton Sterbling (Hrsg.). *Zivilgesellschaftliche Entwicklungen in Südosteuropa*. 46. Int. Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft in Tutzing 8.–12.10.2007. 319–330. München: Otto Sagner Verlag.

Schubert, Gabriella. 2010. »Die Sprachstandardisierungskommission zur Serbistik«. In Christian Voß und Biljana Golubović (Hrsg.). *Srpska lingvistika. Serbische Linguistik. Eine Bestandsaufnahme*. 97–104. München-Berlin: Peter Lang Verlag.

Schubert, Gabriella. 2012. »Antioxidentalismus in Südosteuropa – Angst vor dem Verlust der eigenen kulturellen Identität«. In Dietmar Goltschnigg (Hrsg.). *Angst: Lähmender Stillstand und Motor des Fortschritts*. 277–284. Tübingen: Stauffenburg Verlag.

Schubert, Gabriella. 2014. »Entwürfe von Männlichkeit und Weiblichkeit in Südosteuropa in ihren wesentlichen Entwicklungslinien«. In Petra Himstedt-Vaid, Uwe Hinrichs und Thede Kahl (Hrsg.). *Balkan-Handbuch*. 651–666. Wiesbaden: Harrassowitz.

Schubert, Gabriella. 2014. »Volkskulturen/Alltagskulturen des Balkans«. In: ebd., 605–630.

Sikimić, Biljana (Hrsg.). 2004. *Skrivene manjine na Balkanu* [Versteckte Minderheiten auf dem Balkan]. Beograd: Srpska akademija nauka i umetnosti, Balkanološki institut.

Sterbling, Anton. 2008. »Zur Dynamik der Traditionalität in südosteuropäischen Gesellschaften«. In Wolfgang Dahmen, Petra Himstedt-Vaid und Gerhard Ressel (Hrsg.). *Grenzüberschreitungen. Traditionen und Identitäten in Südosteuropa*. Festschrift für Gabriella Schubert. 608–618. Wiesbaden: Harrassowitz.

Szobries, Torsten. 1999. *Sprachliche Aspekte des nation-building in Mazedonien. Die kommunistische Presse in Vardar-Mazedonien 1940–1943*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Vasović-Mekina, Svetlana. 2007. »Novi jezik, zapadnobalkanski« [Neue Sprachen, Westbalkanisch]. *Politika* vom 26. 3. 2007, 4.

Voss, Christian. 2022. »Modellierungen sprachlicher Dominanz im südslawischen Raum. Die aktuelle Plurizentrikdebatte«. *Zeitschrift für Balkanologie* 58/2022, 169–188.

Internetquellen

Babić, Stjepan. 2007. Unitaristi u ofenzivi. FOKUS = Hrvatski tjednik 27.4.2007. 29.3.2023. http://www.fokus-tjednik.hr/vijest_arhiva.asp?vijest=1984&izdanje=88.

Georgiewski, Boris. 2020. »Bulgarien fordert: EU soll mazedonische Nation und Sprache nicht anerkennen«. | *Europa* | DW. 22.9.2020. 19.8.2023. <https://www.dw.com/de/bulgarien-fordert-eu-soll-mazedonische-nation-und-sprache-nicht-anerkennen/a-55013884>.

Iskra, Katarzyna Anna. 4-2022. »Kurzdarstellungen zur Europäischen Union. Europäisches Parlament. Sprachenpolitik.« 2.5.2023. <https://www.europarl.europa.eu/factsheets/de/sheet/142/language-policy>.

Odbor = Odbor za standardizaciju srpskog jezika [Ausschuss zur Standardisierung der serbischen Sprache]. 2008. 7.8.2008. 2.5.2023. http://www.rastko.org.yu/filologija/odbor/sporazum-potpisnici_c.html.

Pleşu, Andrei. 2007. »Die Problematik der Werte im Vereinten Europa«. In *Begegnungen*. Schriftenreihe des Europa Institutes Budapest, Bd. 27. 159–164. Budapest: Europa Institut.

Rahmenstrategie 2005 = *Mitteilung der Kommission an den Rat, das Europäische Parlament, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen. Eine neue Rahmenstrategie für Mehrsprachigkeit*. Brüssel, 22.11.2005.

<https://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=COM2005:0596:FIN:DE:PDF>.

Seriously Deutsch. 2023. *Die Anglizifizierung der Wissenschaft – ORF ON Science*. 30.3.2023. <https://sciencev1.orf.at/news/53109.html>.

Ergänzungen

OLGA KATSIARDI-HERING

Mit dem interessanten Beitrag von Gabriella Schubert kamen wir zu Fragen über Kultur und Identität. Wir sprechen hier das Thema der Beziehung der Sprache zur nationalen Identität an, vor allem am historischen Beispiel der Diversitäten zwischen Kroaten und Serben, wie sie im ehemaligen Jugoslawien entstanden. Als Beispiel der existierenden Spannungen möchte ich eine persönliche Erfahrung hinzufügen. In den Jahren 1980–1982 hatte ich in Athen angefangen, die serbo-kroatische Sprache zu lernen. Unser Lehrer hatte in Belgrad studiert, und wir lernten die Sprache auf der Grundlage der kyrillischen Schrift. Im Jahr 1983 besuchte ich einen weiteren Sprachkurs im Institut für Slawistik an der Universität Wien. Die Professorin stammte aus Zagreb, sie empfahl uns, ein Lexikon für die »kroatische oder serbische Sprache« zu kaufen. Hier basierte der Unterricht auf der lateinischen Schrift mit allen Differenzierungen der zwei Teile der Sprache (zwischen dem Serbischen und Kroatischen). Es wurde auch eine heftige Diskussion darüber geführt, ob eine serbo-kroatische Sprache überhaupt existiere! Das Ganze hatte ein negatives Ergebnis für mich: ich konnte die Sprache nie richtig beherrschen.

Sprache und Nationalismus, Sprache und nationale Identität: Themen, die sich ab dem 18. Jahrhundert mehr oder weniger im Kern der historischen Disziplin befinden. Zu der Argumentierung von Schubert betreffs Sprache und Nation und zu den Spannungen unter den verschiedenen Völkern von Südosteuropa möchte ich auf die *Aromunische Sprache* hinweisen. Diese Sprache gab es bis Anfang des 19. Jahrhunderts nur mündlich. Sie wurde und wird vor allem in dem Gebiet des Pindos-Gebirges gesprochen, das bis zu den Balkankriegen von 1912–1913 zum Osmanischen Reich gehörte und seither zum griechischen Staat gehört. Die Sprache wird mit Variationen auch in anderen Regionen von Südosteuropa gesprochen. Die Aromunen verwendeten diese Sprache im alltäglichen Leben, beherrschten aber, vor

allem die Männer, auch die griechische Sprache (Azelis 1995). Diese war die Sprache der Orthodoxen Kirche, der Bildung, des Handels; sie war eine Arte *lingua franca*. Viele Aromunen, sehr oft zusammen mit Griechen, reisten oder migrierten seit dem 15. Jahrhundert als Händler in die Walachei und nach Moldau (Cotovanu 2014). Diese Migration wurde ab der Mitte des 17. Jahrhunderts stärker, vor allem nach Siebenbürgen (Transsilvanien), und besonders nach dem Vertrag von Požarevac/Passarowitz (1718) auch in den habsburgischen Ländern (Katsiardi-Hering und Stassinopoulou 2017). In der Diaspora entstanden viele Handelskompagnien, Gemeinden und Kirchen. Ab Ende des 19. Jahrhunderts entstand die sogenannte *Aromunische Frage* vor allem auf Seiten der Rumänen: Die Herkunft, Migration oder Sesshaftigkeit der unter anderem aromunisch sprechenden Bevölkerungsschichten standen im Zentrum heftiger historischer und politischer Debatten, geprägt von nationalistischen Tendenzen. Ich gehe auf die Details über dieses schwierige Thema nicht weiter ein (Popović 1998; Koukoudis 2003; Seirinidou 2010). Auf der Basis meiner historischen Forschungen und solcher von vielen Kollegen möchte ich Folgendes hervorheben: In der griechisch-orthodoxen Diaspora in Südost- und Mitteleuropa gehörten Griechen und Aromunen zu derselben Kirche und Gemeinde (nur in der Pester Gemeinde gab es ab den 1830–1840er Jahren einen starken rumänischen Einfluss). Anders war die Situation unter den Orthodoxen Serben und Griechen. Diese trennten sich sehr oft nach einer Weile des Zusammenlebens unter derselben Kirche. Die Serbisch-Orthodoxe Metropolis von Sremski Karlovci/Karlowitz und bestimmte nationale Differenzierungen innerhalb der politischen und schriftlichen Tradition dieser beiden Völker (Serben und Griechen) waren ein besonderes Phänomen in der Diaspora. Die Aromunen hatten ihren Wunsch, einen Nationalstaat zu gründen, nicht klar geäußert. Zum Schluss möchte ich betonen, was ich bereits am Anfang meiner Ergänzung sagte: nicht immer ist die Sprache ein Beweis einer anderen nationalen Identität, sondern vielleicht nur einer ethno-linguistischen.

Bibliographische Hinweise

Azelis, Agathoklis. 1995. »Versuche der Verschriftlichung des Aromunischen um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert«. In *Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich*, Bd. 10, 73–86.

Cotovanu, Lidia. 2014. *Migrations et mutations identitaires dans l'Europe du Sud-Est (vues de Valachie et de Moldavie, XIVe–XVII siècles)*. Thèse de Doctorat nouveau régime. Paris.

Katsiardi-Hering, Olga und Maria Stassinopoulou (Hrsg.). 2017. *Across the Danube. Southeastern Europeans and Their Travelling Identities (17th–19th C.)*. Leiden: Brill.

Koukoudis, Asterios. 2003. *The Vlachs: Metropolis and Diaspora*. Thessaloniki: Zetos.

Seirinidou, Vaso. 2010. »When the Turk is a Greek-Orthodox and the Vlach a Native Austrian. Greek *Τουρκομπερίτες* and *Εντόπιοι* in 18th and early 19th Century Vienna«. In Maria Efthymiou (Hrsg.). *La société grecque sous la domination ottoman. Économie, identité, structure sociale et conflits*. 79–91. Athen: Herodotos.

Popović, Dušan J. 1998. *O Cincarima*. Beograd.

HARALD HEPPNER

Nicht rekonstruierbar ist, wie die Vielfalt von Denk- und Verhaltensformen, Sprachen und Bräuchen, Glaubensinhalten und Wertkategorien im Dunkel der weit zurückliegenden Vergangenheit entstanden sind. Deutlicher fassbar ist hingegen der schon seit Jahrhunderten beobachtbare Prozess, der zu zunehmenden Vereinheitlichungen und Normierungen geführt hat. Insbesondere seit dem Zeitalter der Industrialisierung ist die Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigkeiten offenbar geworden, hat sich der Rhythmus der Entwicklung beschleunigt, sind die unzähligen Umfangsformen nivelliert worden, haben Sprachreformen den dialektalen »Wildwuchs« beseitigt usf. Das vorläufige Ergebnis dieses Konzentrations- und Nivellierungsprozesses

hat dazu geführt, dass das Spektrum der Formen und Inhalte zwar viel übersichtlicher geworden ist, dafür aber die hohe Dichte von Vorgaben und Normen die Kreativität und Freiheit in nahezu allen Handlungsspielräumen in hohem Maß blockieren. Da dieser Prozess insgesamt sehr langsam vorangeschritten ist, haben die davon betroffenen Generationen nicht gemerkt, wie sich die Rahmenbedingungen allmählich verändert haben, weshalb die Frage mehr denn je aktuell ist, inwieweit diese Entwicklung eine Fortsetzung erfahren oder an einen Kipppunkt geraten wird, wodurch mit dem Aufkommen gegenläufiger Prozesse zu rechnen sein wird (Entschleunigung, Abhängigkeitsentflechtung, Deregulierung usw.). Wenn Vereinheitlichungsprozesse, die ja nicht primär von konkreten Individuen oder Kleingruppen ausgehen, sondern sich aus komplexen Zusammenhängen über längere Zeiten herausentwickeln, zum Ziel haben, Kleineres zum Bestandteil von etwas Größerem zu machen, liegt auf der Hand, dass dem jeweils Kleineren und dessen Erhalt weniger Wert zugemessen wird als dem Größeren. Damit kommt ein Wertewandel ins Spiel, dem nicht alle Menschen folgen wollen. Dieser Wertewandel führte und führt, wie Gabriella Schubert anmerkt, zu gesellschaftlichen Verwerfungen, weil, wenn das Größere nicht automatisch den davon Betroffenen Vorteile bringt, viele Menschen am Kleineren und Gewohnten festzuhalten trachten und – aktiv oder passiv – gegen das Größere und Ungewohnte opponieren.

Im Folgenden geht es darum, der Frage nachzugehen, wie der skizzierte Prozess dazu beigetragen hat, die Dichotomie zwischen dem *Westen* und *Europa südöstlich des Westens* (siehe Kapitel »Dichotomie der Perspektiven zwischen dem Westen und Europas Südosten«) sei es zu verringern, sei es zu vergrößern. Solange sich die Gesellschaft noch nicht an nationalen Kriterien orientiert und danach zu handeln begonnen hat, waren es – wie in mehreren Kapiteln angemerkt – entweder religiöse, ständische oder regionale Komponenten, die die Welt in überschaubare Größen teilten: Die Gemeinschaft der orthodoxen Gläubigen z. B. stellte in Hinblick auf alle Christen eine kleinere Einheit dar, der jeweilige Adel war nur eine kleine, wenn

auch funktional wichtige Schicht innerhalb des politischen Gefüges der Gesellschaft, und auch die breite Masse der Unterschichten war etwas numerisch Kleineres als die gesamte Bevölkerung eines Staates usw. Die Nationalideologie erforderte, einen gemeinsamen Nenner für die Menschen zu entwickeln bzw. auszubauen, um jene quer durch ihre räumliche Verteilung, ihre Glaubensbindung oder durch ihre soziologische Zugehörigkeit miteinander zu vergemeinschaften. Die Existenz von Nationen im modernen Sinn in das Mittelalter zu reprojizieren, wie dies aus ideologischem Eifer gelegentlich geschah, ist nicht stichhaltig: Die moderne Nation ist das Ergebnis einer relativ späten Entwicklung, d. h. im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert. Wenn auch je nach Region zeitlich gestaffelt, lief der Prozess zur Nationalisierung (zumindest als Ziel) mit der Industrialisierung parallel, die nicht nur zur Verstärkung und Säkularisierung führte, sondern auch zu einer gesamtstaatlichen Nationalökonomie (Steuerwesen, Rentensystem, Sozialhilfeeinrichtungen usw.). Mit dem Prozess der Nationalisierung wurden die bis dahin bestehenden Kleinheitskategorien marginalisiert, weil das Größere – die Nation und ihr neuer Lebensraum (organisatorisch, territorial) – das Modell für die Zukunft werden sollte.

Dieser Trend führte in *Europa südöstlich des Westens*, wo dieses Modell weder erdacht noch entwickelt worden war, zu einer Fülle von Problemen: eine Kontinuität von (national stabilen) Einzelstaaten gab es nicht, weil das gesamte Einzugsgebiet über Jahrhunderte lückenlos in Großraumkonstrukten (Reichen) zusammengefasst war, und weil die jeweilige örtliche Bevölkerung fast nie nur eines Glaubens und einer Sprache war. Sobald man das Modell des in sich kulturell homogen intendierten Nationalstaates umsetzen wollte, traten die einzelnen politischen Kräfte mit historisch-geographischen Argumenten zum ›Duell‹ an (Serben gegen Bulgaren, Rumänen gegen Ungarn, Slowenen gegen Deutsche usw.) bzw. standen vor der Aufgabe, die nationalen Minderheiten entweder zu assimilieren oder – auf welchem Weg auch immer – zu eliminieren. Die aus diesem Dilemma hervorgegangenen Probleme belasten die Länder in *Europa*

südöstlich des Westens noch immer, weil das Nationalstaatsmodell, das sich auch im *Westen* keineswegs immer als kompatibel erweist (vgl. Spanien, Irland), sich für diesen Teil des Kontinents aus zwei Gründen nicht eignet: das Größere des Nationalstaates hat sich *in punkto* Vorteilen nicht uneingeschränkt als das bessere Modell erwiesen, weshalb das von früher her bestehende Interesse, in kleineren als nationalen Dimensionen zu denken und zu handeln, nicht verschwunden ist, und weil es gegenüber der EU ebenso Vorbehalte gibt, die durchwegs auch Berechtigung beanspruchen dürfen (vgl. Kapitel »Im Labyrinth der Räume« und »Diversität versus Nivellierung«). Die Idee der Europäischen Union, alle im Umfeld des Kontinents bestehenden Staaten für eine Kooperationsplattform zusammenzufassen, stellt etwas Größeres dar als das Nebeneinander vieler unterschiedlich großer Nationalstaaten mit ihren jeweils sehr unterschiedlichen Binnenstrukturen und -traditionen. Die Perspektive, dass die Zukunft in Europa ohne effektive Kraft der EU fraglicher bleibt, als wenn eine Vielzahl von Einzelstaaten einander gegenüberstehen, hat dazu geführt, dass die Idee der EU zwar nur selten in Zweifel gezogen wird, doch kann man ebenso beobachten, dass alle Nationalstaaten als die von der Dimension her kleineren Einheiten dennoch viel Skepsis an den Tag legen und die Koordination der Gemeinsamkeit innerhalb der EU Tag für Tag erschweren.

Wenn in *Europa südöstlich des Westens* der Nationalstaat einst etwas Größeres darstellte, ist logisch, dass die EU als das noch Größere die Frage nach sich zieht, welche der beiden Kategorien nun tatsächlich den höheren Rang abgebe. Da es innerhalb der einzelnen Nationen keine einhellige Meinungsbildung gibt, ist die Ansicht, die EU oder der Nationalstaat (»Heimat«, »Vaterland«) habe mehr Wert, gespalten – quer durch die Parteien bzw. durch die einzelnen Gesellschaftsschichten und zwischen nationalen Mehr- und Minderheiten. Ein zentrales Problem ist – wie im Kapitel »Dichotomie der Perspektiven zwischen dem Westen und Europas Südosten« skizziert wird – der Mangel an gegenseitiger Vertrautheit des *Westens* mit dem *Südosten* und umgekehrt: Das

Jahrhunderte lange *Nebeneinander* hat sich zu einem *Miteinander* gewandelt, das allerdings nur oberflächlich besteht: Alle funktionalen und humanitären Hilfestellungen zur gegenseitigen Annäherung reichen nicht aus, weil die über Generationen gewachsenen mentalen Barrieren in der breiteren Bevölkerung nicht verschwunden sind; das Vorhanden- und Wirksamsein kosmopolitisch orientierter Führungskräfte reicht nicht aus, die sich darin spiegelnde Diversität zu überwinden. Die Anpassung an die Normen der EU stellt ja eine Nivellierung an *westliche* Vorbilder (Marktwirtschaft, Demokratie, Menschenrechte usw.) dar, wozu alle Teile der Gesellschaft in *Europa südöstlich des Westens* bereit sein müssten; ist dies nicht der Fall, bleiben Bremsen aus der Vergangenheit im Spiel. Die hauptsächliche Ursache für dieses Problem besteht nicht in der Unterschiedlichkeit der beiden Sphären an sich, denn überall leben Menschen mit ihren Stärken und Schwächen, sondern im technisch-ökonomischen Gefälle, wodurch *Europa südöstlich des Westens* (unter Ausklammerung kleiner Ausnahmen) aus der Rolle des Bittstellers nicht herauskommt. Hierbei stehen sich zwei »Parteien« gegenüber: Eine, die genötigt ist, immer wieder neue Bitten – aus welchen Gründen immer – zu stellen, und eine zweite, die nicht nur zu helfen bereit ist, sondern an dieses Gefälle auch viel politischen und wirtschaftlichen Eigennutzen knüpft.

ALEŠ MAVER

Ich möchte mich in meinen Kommentaren auf das Thema der »Inflation« der südslawischen Standardsprachen im ehemals jugoslawischen Staatsgebiet beschränken. Dabei vertrete ich die These, dass Sprache selbst bei den südslawischen Völkern mit der Ausnahme der Slowenen, Mazedonier und Bulgaren als ein identitätsstiftender Faktor eine eher untergeordnete Rolle spielt. Die Identitäten von Kroaten, Serben, Montenegrinern oder Bosniaken sind viel stärker als zum Beispiel im slowenischen Fall von Religion und Tradition

geprägt. Das bedeutet aber auch, dass diese Identitäten aufgrund der wachsenden Säkularisierung der Gesellschaft und des allmählichen Verschwindens der traditionellen agrarisch geprägten Gemeinschaften auch ins Wanken geraten können. Als Beispiel dafür möchte ich Kroaten in Mittelbosnien oder sogar in Istrien nennen, wo religiöse Bindungen schwächer als, sagen wir, in Herzegowina oder in Dalmatien sind. Diese Entwicklungen stärken natürlich die Bedeutung einer eigenen Standardsprache, welche die Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen unterstreichen könnte.

In einem ähnlichen Kontext ist meine zweite Anmerkung zu verstehen. Ich denke nicht, dass es den Unterzeichnern der Erklärung über die gemeinsame (serbokroatische) Sprache aus dem Jahr 2017 darum ging, auf die faktischen Zusammenhänge hinzuweisen. Vielmehr sehe ich in ihrer Initiative einen Wunsch, eine kulturpolitische Präferenz zum Ausdruck zu bringen oder sozusagen eine Art »Liebeserklärung« zum gescheiterten Jugoslawien abzugeben. Denn wie die oben besprochene Hervorhebung von sprachlichen Unterschieden einer Stärkung der separaten Identitäten dient, kann auch das Herunterspielen solcher Unterschiede identitätsstärkend wirken, doch in einer anderen Richtung. Vor allem aber scheint es mir, dass es sich bei dieser Erklärung in erster Linie um eine langwierige innerkroatische Spannung handelt. Denn der kroatische Raum ist mit einem Paradox konfrontiert. Kroatien ist schon geographisch gesehen das Schlüsselgebiet jeglicher jugoslawischen Staatsbildung in welcher Form auch immer. Außerdem wurde die jugoslawische Idee in Kroatien geboren. Die eifrigsten Jugoslawen fand man und findet man unter Kroaten, vielleicht weil sie darin ein Instrument zur Überwindung der kroatisch-serbischen Dichotomie, die kroatische Geschichte wenigstens in letzten Jahrhunderten stark belastet, sehen. Doch gleichzeitig konnte Jugoslawien in Kroatien, im Gegensatz zu Slowenien, vor allem in zentralen kroatischen Gebieten fast zu keiner Zeit eine Mehrheitsunterstützung finden. Die jugoslawische Welle wird in der kroatischen Kultur fast immer von einer lauten Minderheit vertreten. Und die erwähnte Erklärung sehe

ich als einen Ausdruck der Bestrebungen dieses Teiles des kulturell-politischen Regenbogens in Kroatien.

KONRAD CLEWING

Zu dem reichen Panorama, das Gabriella Schubert zur sprachlichen und allgemein kulturellen Diversität und ihrem Verhältnis zu jüngeren Vereinheitlichungstendenzen unterbreitet hat, kann und will ich nur drei Aspekte beitragen. Sie haben allesamt mit der Sprachenvielfalt der Großregion zu tun.

Der erste Punkt ist anekdotischer Natur. Er hat aber für mich auch einen gewissen Aussagewert zum einschränkenden jüngeren Umgang mit der Sprachenvielfalt in einem Staat wie dem späten sozialistischen Jugoslawien: Als ich im September 1989 nach Zagreb übersiedelte, um dort das Studienjahr 1989/90 zu verbringen, hatte ich in sprachlicher Hinsicht vier Ziele. Erstens und vor allem wollte ich dort tiefer und auf einfachere Weise ins »Serbokroatische« eintauchen (das in Kroatien damals freilich nie Serbokroatisch, sondern im Schriftgebrauch noch ganz gerne »Kroatisch oder Serbisch« und noch lieber nur »Kroatisch« genannt wurde; die letztere Form dominierte in gesprochener Form dabei bei weitem), als mir das neben meinen eigentlichen Studienfächern in meinem gewohnten Umfeld möglich schien. Zum anderen wollte ich mit Albanisch weitermachen, das ich in München begonnen hatte zu erlernen – ich nahm naiv-selbstverständlich an, dass dies an der zweitgrößten Universität Jugoslawiens für die mit großem Abstand größte nichtslawische Sprache des Landes möglich sein müsste. Drittens wollte ich meine spärlichen Italienischkenntnisse verbessern, was mir für meine geplante Beschäftigung mit dem dalmatinischen 19. Jahrhundert mit einigem Grund nötig schien. Und viertens wollte ich in meinem jugendlichen Optimismus, soweit ich noch Kapazitäten hätte, auch am universitären Türkischunterricht teilnehmen. Das Ergebnis: Die erste Möglichkeit erwies sich als reichlich gegeben. Im zweiten Punkt stieß mein Wunsch bei allen

universitären Ansprechpartnern eher auf Amüsement: Warum bitte sollte es an der Universität Zagreb solche Kurse geben? Es war doch schon merkwürdig genug, dass es sie in München gab! Italienisch wiederum war offenbar eine ansehnliche und reputierliche Sprache – die gab es im Angebot. Und ob ich viertens wirklich ernsthaft nach Türkischangebot gefragt habe, weiß ich nicht mehr. Ich meine aber zu erinnern, dass es auch dieses ebenso wenig gab wie das Albanische. Jugoslawien war, so lernte ich in dieser letzten Phase seiner Existenz, dem Selbstverständnis nach entgegen meiner (typisch westlichen?) Erwartung eben nicht ganz allgemein ein »Vielvölkerstaat«, sondern primär der staatliche Rahmen für seine südslawischen staatstragenden Völker. Was es sonst in der Region noch geben mochte, zählte demgegenüber wenig.

Zweitens geht es mir, nun weniger anekdotisch, um etwas, das ich für ein ziemlich typisches Missverständnis durch von außerhalb kommende Laien meiner Sorte halte, genauer gesagt um ein ziemlich typisches Missverständnis durch außerregionale Südosteuropahistoriker: Nämlich die Annahme, dass insgesamt ethnische und speziell sprachliche Differenz eigentlich erst durch die von den Prozessen der modernen Nationsbildungen und Nationalstaatsbildungen bedeutsam und vorher im Leben der Südosteuropäer schlicht und einfach irrelevant gewesen sei. Einer der prägnantesten Buchtitel dazu stammt vom US-amerikanischen Mediävisten John V. A. Fine »When Ethnicity did not Matter in the Balkans. A Study of Ethnicity in the Pre-nationalist Croatia, Dalmatia, and Slavonia in the Medieval and Early-Modern Periods« (2005), in dem übrigens auch Fines für einen Byzantinisten, der er wohl auch ist, bemerkenswerte Zuversicht zum Ausdruck kommt, der heutige kroatische Raum könne unbesehen als repräsentatives Abbild für den Balkan gelten. Aber auch einem ausgewiesenen Fachmann für die südosteuropäische Moderne wie Holm Sundhaussen galt Bi- und Multilingualismus der Bevölkerung als in der Geschichte großflächig vorhanden regionstypisch und als einst alltägliches Phänomen. Die fachlich spezifischere, nämlich linguistisch-soziolinguistische Forschung etwa von Thede Kahl (Jena) zeigt dagegen klar, dass Mehrspra-

chigkeit selbst unter den qua Beruf besonders mobilen Hirten gar nicht so selbstverständlich, sondern nur situationsbezogen-partiell verbreitet und überdies weitgehend die Sache nur der erwachsenen Männer war. Sprachliche Hürden sind eben nicht nur eine in der Vormoderne wie in der Moderne im menschlichen Miteinander auffällige Differenz und in der Regel wirklich Hürden, die sich nicht ohne Aufwand und ohne Grund und Bereitschaft überwinden lassen. Dass sie erst in der modernen Nationsbildung systematisch politisch aufgeladen werden, mindert ihre ältere kommunikative Bedeutung nicht wirklich.

Mein dritter und letzter Gedanke in Sachen sprachlicher Vielfalt betrifft das merkwürdige Phänomen (merkwürdig und unerklärlich jedenfalls für mich als sprachinteressiertem linguistischen Laien), dass mehrere der Sprachen des europäischen Südostens im Inneren kaum Dialektunterschiede aufweisen: das Ungarische, das Rumänische, das »Gesamt-Štokavische« im Bereich des Kroatisch-Bosnisch-Serbischen, dann auch noch (in Anbetracht der komplizierten Topographie für mich geradezu rätselhaft!) das Griechische und in seinem Hauptgebiet offenbar auch das Türkische sind mundartlich allesamt bemerkenswert wenig gegliedert. Woher mag das kommen, wie mag es zu erklären sein, obwohl bei allen diesen Sprachgebieten der etwa in Frankreich und – in freilich geringerem Maße – in Deutschland variantenvereinheitlichend in die gesellschaftliche Tiefe wirkende Staat und der von ihm geprägte Kommunikationsraum erst ab dem 19. Jahrhundert soziolinguistisch eine größere Rolle spielen konnte? Und warum gibt es im Gegenzug auch die anderen Beispiele, die in dieser Hinsicht für das deutsche bzw. deutschsprachige Auge oder Ohr viel »logischer« (da dem eigenen Erfahrungsraum ähnlicher) sind, also insbesondere Albanisch, Slowenisch und Kroatisch (angesichts der dort neben dem Štokavischen vorhandenen kaj- und čakavischen Dialekte)?

Die Verhältnisse in der Großregion sind eben in kultureller Hinsicht derartig vielfältig und uneinheitlich, dass sich immer wieder Neues auftut, über das nachzudenken Freude macht.

Bibliographischer Hinweis

Kahl, Thede. 2007. *Hirten in Kontakt. Sprach- und Kulturwandel ehemaliger Wanderhirten (Albanisch, Aromunisch, Griechisch)*. Wien u. a.: LIT-Verlag.

Mobilität und Vernetzung

OLGA KATSIARDI-HERING

Mobilität und Vernetzung

Zusammenfassung: Migrationswellen aus den osmanisch eroberten Gebieten wurden sehr häufig schon ab dem 13. Jahrhundert überall nach Südosteuropa oder auch in Richtung italienischer Peninsula (vor allem nach Venedig, Ancona, Neapel, Livorno, Toskana), Sizilien, so wie nach Zentraleuropa beobachtet. Starke Bevölkerungsbewegungen sind auch im venezianischen *Stato da Mar* präsent, die zu einer wirtschaftlichen sowie intellektuellen *Osmosis* mit den christlichen *Reayas* (Untertanen) geführt haben. Die Migrationswellen verstärkten sich im 18. Jahrhundert nach dem Vertrag von Požarevac (1718). Der Vertrag von Kuçuk Kajnarca (1774) führte zu einer neuen Welle Richtung Südrussland/Ukraine. Man kann für die Zeit bis Ende des 19. Jahrhunderts ein Gleichgewicht zwischen Auswanderung und Einwanderung sowohl für die Herkunftsländer als auch für die Aufnahmestaaten beobachten. Die Gründung der Nationalstaaten, die Auflösung der Kaiserreiche, die zwei Weltkriege, die Wende nach 1989, die durch kriegerische Auseinandersetzungen und Auflösung von Jugoslawien nach internationaler Intervention, die jüngste Finanzkrise führten zu vielfältigen neuen Arbeits-Diaspora nach und aus Südosteuropa, nicht immer mit positiven Auswirkungen für die einheimischen Völker.

Schlüsselwörter: Migration, Diaspora, Orthodoxe Völker, Südosteuropa, Identitäten

Mobility and Networking

Abstract: From the 13th century on, waves of migration from the Ottoman-conquered areas of Southeastern Europe toward the Italian Peninsula (especially Venice, Ancona, Naples, Livorno, and Tuscany), Sicily, and Central Europe became very frequent. Strong population movements also took place in and around the Venetian *Stato da Mar*, which led to an economic and intellectual osmosis with the neighbouring Ottoman Christian *Reayas*. Migration waves intensified in the 18th century after the Passarowitz Treaty (1718), and the Kuçuk Kajnarca Treaty (1774) precipitated a new wave toward southern Russia/Ukraine. Overall, there was a balance between emigration and immigration for the period up to the end of the 19th century in both the countries of origin and the countries of destination. The founding of nation-states, the dissolution of the empires, the two world wars, the turning point of 1989, the dissolution of Yugoslavia, and the recent financial crisis all led to a variety of labour diasporas in and from South-

eastern Europe, which has not always yielded positive effects for those native to the region.

Key words: Migration, Diaspora, Orthodox People, Southeastern Europe, Identities

Ich werde meinen Beitrag auf etwas unorthodoxe Weise beginnen. Im Herbst 2022 organisierte die Nationale Kunstgalerie in Athen eine Ausstellung über den großen griechischen Maler Kostas Parthenis aus dem 20. Jahrhundert.¹ Einige Worte zur Biographie: Der Sohn eines griechischen Vaters und einer italienischen Mutter wurde in Alexandria geboren, wo es, wie in Kairo ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1967 nach dem Regimewechsel unter Nasser, eine lebhaft griechische Gemeinde gab, und studierte in Wien Musik und vor allem Malerei, wobei er auch von der Sezessionsbewegung beeinflusst wurde (Christou, 1995).² Er malte die Fresken in der Kirche des Heiligen Georg für die dortige griechische Gemeinde, ging dann nach Paris und kehrte nach Griechenland zurück, wo er zum Professor an der Athener Akademie der Schönen Künste ernannt wurde. Sein Werk ist in ganz Griechenland anerkannt.

Am Beispiel von Parthenis sehe ich Kontinuitäten in den Itinerarii/ Reisewegen der Gelehrten des 14. Jahrhunderts n. Chr. und danach in der Zeit der Renaissance und der Aufklärung. Mit der Gründung des griechischen Staates wurde die erste griechische Universität (die erste in Südosteuropa) fast ausschließlich mit Professoren besetzt (1837), die in der reichen griechischen Diaspora studiert hatten oder dort tätig gewesen waren. Diese Universität beherbergte mehrere Studenten auch aus den benachbarten Balkanländern (z. B. Bulgarien), von denen einige danach in ihrer Heimat zu Verkündern nationaler Ideen wurden. Viele der Gelehrten, die außerhalb ihrer Geburtsorte Karriere

1 Konstantinos Parthenis. Painting an Ideal Greece. 23.1.2023. <https://www.nationalgallery.gr/en/exhibitions/parthenis/>.

2 National Gallery. Alexandros Soutsos Museum. 23.1.2023. <https://www.nationalgallery.gr/en/artwork/christ-2/>.

gemacht hatten, kehrten in ihre Heimat oder in die Gebiete Südosteuropas zurück, die unter venezianischer, osmanischer oder britischer Herrschaft standen, und gaben ihr Wissen weiter, unterrichteten in Schulen, predigten in Kirchen oder brachten sogar als Schriftsteller Ideen aus dem Westen mit. Sie trugen zu einem ständigen Dialog, zu einer Osmose von Ideen und Einstellungen bei, was besonders am Vorabend der griechischen Revolution deutlich wurde, als die geheime *Filiki Hetäria* (Gesellschaft der Freunde) (Frangos 1971), die sie vorbereitete, in Odessa organisiert wurde (wo es auch eine griechische Gemeinde gab), während die erste revolutionäre Verfassung (1822) anscheinend von griechischen und italienischen Kreisen in Pisa ausgearbeitet wurde. Eine größtenteils kommerzielle Diaspora also (Katsiardi-Hering 2019), die sich (ab dem 15. Jahrhundert) von Venedig und bis nach Süditalien und Sizilien (zusammen mit den Arvaniten/Arbëresh vom Peloponnes sowie von den epirotischen und albanischen Regionen), Livorno, Marseille, Amsterdam, London, aber vor allem in den habsburgischen Ländern, in der Ukraine, in Russland, an der Schwarzmeerküste (Hassiotis 1997; Sifneos 2018) und sicherlich in Ägypten ausbreitete (Hadziiossif 1980).



Eine Reihe von Ansiedlungen, Gemeinden und Kirchen verdankten ihre Existenz dem Interesse der Aufnahmeländer an erfahrenen kaufmännischen Arbeitskräften, was auch auf Kontakten zum Osmanischen Reich beruhte. Die Fakten sind bekannt: Geld und Währung zirkulierten zwischen den westlichen Handels- und Industriezentren und dem osmanischen (venezianischen) Osten sowie den ersten Nationalstaaten ab 1830. Durch diese Unternehmen wurde das Osmanische Reich in europäische und internationale Wirtschaftsnetze teilweise effektiv integriert. Familien- und allgemeine Handels- und/oder Versicherungsgesellschaften, Reeder, Bankiers verbanden diese Regionen miteinander. Mit der Gründung der Nationalstaaten investierten sie in den Wiederaufbau der Hauptstädte und/oder Herkunftsstädte mit Erbschaften und »Wohltaten« und natürlich mit ihrem profitablen Wirtschaftsunternehmen. Ein Spaziergang durch das Zentrum von Athen und die bewunderungswürdigen Gebäude der Akademie, der Universität, der Hochschule des Polytechnikums, der Museen, Schulen, der Nationalbank u. a. beweisen die Beiträge der Stifter (Sinas, George Stavros aus Wien), Zappas, Arsakis (aus der Diaspora in Rumänien), Averof-Tositsas, Vallianos, Varvakis (aus der Ukraine, Südrussland), Benakis (aus Ägypten, Stifter des heutigen gleichnamigen Museums), Stathatos (aus Rumänien, sein Haus beherbergt heute das Museum für Kykladische Kunst) usw. (Arvanitakis 2006). Die Beispiele sind zahlreich. Im Falle Griechenlands boten das Meer und seine geopolitische Lage die positiven Parameter für die Öffnung zum Mittelmeer (jenseits der zentralen Land- und Seehandelsnetze) und zum Atlantik sowie zu Afrika, Indien und sogar zu den USA, lange bevor die Arbeitsmigrationsströme des 20. Jahrhunderts einsetzten, die fast alle Völker Südosteuropas betrafen.

Die serbische Diaspora nach den sukzessiven und als *Velika Seoba* (trotz der historiographischen Variationen verwende ich den Begriff) bekannten Massenbewegungen der Bevölkerung in das Militärgrenzgebiet der Habsburgermonarchie (Lukan 1991; Kaser 1997), stellt ein weiteres Beispiel für die Verteilung der südosteuropäischen Völker innerhalb Mitteleuropas dar. Die aufeinanderfolgende Schaffung von

Handelsnetzwerken trug zur bilateralen Kommunikation mit den serbischen Ausgangspunkten bei, ohne aber über den Aufbau internationaler Handelsverbindungen jenseits der existierenden nach Russland und in die Ukraine hinauszureichen.

Als »greci orientali« (nicht-unierte Griechen) wanderten Griechen, Aromunen, Serben in die Diaspora und lebten vermutlich zwangsläufig in denselben Kirchen zusammen, da die Privilegien der habsburgischen Obrigkeit nach religiösen Kriterien vergeben wurden und diese im Begriff *Griechen = Orthodox – Orientale* zum Ausdruck kamen (Katsiardi-Hering, Stassinopoulou 2017). Interessant für unsere Diskussion ist jedoch, dass in dieser Diaspora und im Zusammenleben immer wieder Beispiele ethnischer Differenzierung auftauchten. Bereits 1770 (also lange vor der Französischen Revolution und vor der Verbreitung nationalistischer Ideen) argumentierten die griechischen Vorsteher der Kirche St. Spyridon in Triest, dass sie sich nicht durch das »ius religionis«, sondern durch das »ius nationis« von den Serben unterschieden, um ihr Recht auf Trennung bei der Aneignung der Kirchen- und Gemeindeverwaltung durchzusetzen (Katsiardi-Hering 2018). Ähnliche Positionen wurden von den Serben vertreten. Ende des 18. Jahrhunderts häuften sich die Beispiele, und die Spaltung von Kirche und Gemeinde bei den Serben und Griechen wurde zur Norm. Die Opposition von »wir« und die »anderen« ist in den meisten Fällen anzutreffen. Ich glaube, dass das nationale Selbstbewusstsein in der Diaspora durch das Zusammenleben mit Gleich- und Andersgläubigen sowie durch wirtschaftliche Macht und Bildung gestärkt und an die Herkunftsgebiete im Südosten weitergegeben wurde, wie dies auch bei anderen nationalen Bewegungen (bulgarisch, albanisch usw.) zu beobachten ist (Katsiardi-Hering 2020).

Die Kooperation der Griechen mit Aromunen/Vlachen von Epirus und Makedonien in den Handelsnetzwerken, die auf die Länder Zentraleuropas ausgerichtet waren, führte trotz interner Streitigkeiten nicht zur Trennung von Gemeinschaften und Kirchen. Etwaige Spannungen zwischen Griechen und Aromunen (insbesondere im Fall von Pest) waren trotz der sprachlichen Differenzierung auch auf Netzwer-

ke rumänischer Gelehrter oder ideologische Tendenzen des wachsenden rumänischen Nationalgedankens zurückzuführen, die ebenfalls über siebenbürgische Netzwerke vermittelt wurden. Turczynski hat diese sehr trefflich herausgestellt, aber auch neuere Forschungen haben sie hervorgehoben (Seirinidou 1997; Katsiardi-Hering, Madouvalos 2014; Ransmayr 2018).

Die Betrachtung der jüdischen Diaspora in Südosteuropa habe ich für den Schluss aufgehoben und halte mich an das Beispiel von »Salonica, City of Ghosts«, wie es in Mark Mazowers bahnbrechendem Buch heißt. Ab dem Ende des 15. Jahrhunderts führte die Judenverfolgung zu einer massiven Migration der jüdischen Bevölkerung von der Iberischen Halbinsel in das Osmanische Reich. Dies war die einzige Massenbewegung von Menschen aus dem Westen in das Osmanische Reich in diesem Ausmaß. (Hier zähle ich die Gründung von Kolonien (*Nations*) von Menschen aus dem Westen nicht hinzu, die sich ab dem 13. Jahrhundert in Konstantinopel und ab dem 16. Jahrhundert allmählich durch die *Capitulazioni* in Smyrna und Thessaloniki niederließen und sich zu einer eigenen kulturellen Gruppe entwickelten: den so genannten *Levantinern*). Der privilegierten Ansiedlung von Juden durch die osmanischen Behörden standen die bereits seit der Antike bestehenden jüdischen Gemeinden, die *Romaniotes* (hier der Terminus *Romios* bzw. *Romäer* als Bezeichnungen zur Identifizierung/Identität und Selbstbestimmung aus römisch-antiker Zeit), nicht entgegen (Katsiardi-Hering, Papadia-Lala et al. 2018). Während die erste Welle der jüdischen Migration ihr Schicksal mehr oder weniger an die osmanischen Behörden und an wirtschaftliche Funktionen knüpfte (Zünfte, die grobe Wollstoffe herstellten, die für den Gebrauch der osmanischen Truppen und darüber hinaus bestimmt waren), war es die zweite Welle des 18. Jahrhunderts diesmal aus Livorno, Antwerpen, die der jüdischen Diaspora im Osmanischen Reich und sogar in Thessaloniki internationale Handelsmöglichkeiten eröffnete, nicht ohne Hindernisse nicht nur seitens der Christen, sondern auch seitens der örtlichen jüdischen Gemeinden (Katsiardi-Hering 2009). Viele der ersten jüdischen Diaspora von der Iberischen Halbinsel sahen

sich gezwungen, in das Innere des Balkans zu fliehen, insbesondere in die bulgarischen Provinzen, wie Snežka Panova gezeigt hat (Panova 1997). Diese neue Diaspora machte Thessaloniki zu einem internationalen Handelshafen am Mittelmeer und verlieh der Stadt im 19. Jahrhundert einen kosmopolitischen Charakter (Mazower 2004; Antoniou und Hekimoglou 2022), der die Erschütterungen der Balkankriege, die Krise nach dem Bevölkerungsaustausch (1923) und den Beginn ihrer Schrumpfung innerhalb des griechischen Nationalstaates bis zu ihrem schmerzhaften Verschwinden mit der Vernichtung durch die nationalsozialistische Besatzungsmacht (1943) erlebte. Interessant ist, dass die jüdische Gemeinde in Smyrna nicht in ähnlicher Größenordnung entstand, sondern im Schatten der muslimischen *Mahalla* (Wohngemeinschaft eines Viertels) blieb, im Gegensatz zur *Frangomahalla* (d. h. dem Viertel der europäischen Kaufleute) und dem griechischen Viertel. Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnete sich Thessaloniki durch seine mehrheitlich jüdische Bevölkerung aus, während Smyrna im Gegensatz dazu eine *Giaur*-Stadt war, eine Stadt der Ungläubigen, d. h. der Christen, vor allem der Griechisch-Orthodoxen, gefolgt von Armeniern.

Neben diesen »erfolgreichen« Karriere-Diasporas, die trotz des anfänglichen, wie es schien, Schrumpfens der Bevölkerung positiv zur wirtschaftlichen Entwicklung der Herkunftsorte der Migranten beitrugen (wirtschaftlich, kulturell, ideologisch), möchte ich auch noch auf eine andere Gruppe von Migrationsbewegungen in die Diaspora hinweisen, nämlich die der Arbeitsmigranten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts (insbesondere nach den Balkankriegen und dem Ersten Weltkrieg). Die problematischen wirtschaftlichen, politischen und militärischen Umstände führten zu einer Migration nach Übersee, insbesondere von Griechen und Völkern des Königreichs (1919) der Serben, Kroaten und Slowenen, das 1929 in *Jugoslawien* umbenannt wurde, aber auch zu Verfolgungen (1905, 1906) oder zur Zwangsumsiedlung der griechischen Bevölkerung aus den Häfen am Schwarzen Meer (Brunnbauer 2016).

Die Arbeitsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem nach Deutschland und Österreich (*Gastarbeiter*, meiner Meinung nach ironisch konnotiert) oder die massenhafte Arbeitsmigration aus den Ländern des ehemaligen Ostens nach 1989, darunter auch aus Südosteuropa, führte zu einer radikalen Neuklassifizierung der Herkunftsländer und Aufnahmeländer. So wurde Griechenland seit den 1990er Jahren zum ersten Mal zu einem Aufnahmeland für Zuwanderer aus einem Abwanderungsland, mit allen Konsequenzen für die Bevölkerungszusammensetzung, die wirtschaftliche Organisation und die soziale Neuordnung, die diese neuen Migrationen sowohl für die Herkunftsländer als auch für die Aufnahmeländer mit sich brachten. Die Wende von 1989 und die Kriege im ehemaligen Jugoslawien, die zeitlich mit dem Beginn der Globalisierung zusammenfielen, führten auch zu umgekehrten Migrationen nach Südosteuropa, d. h. die Auswanderung von Unternehmenseinheiten und Einzelpersonen aus West- und Mitteleuropa und Griechenland, die zur so genannten westlichen Welt gehörten, in Länder, die direkt oder indirekt zur Sphäre der Ost-Koalition vor 1989 gehörten. Leider hat sich dieses Bild noch nicht zugunsten der dynamischen Vertreter der lokalen Gesellschaften gewendet. Die Wirtschaftskrise von 2008 hat auf beiden Seiten zu neuen Wellen von Migrationen geführt. Im Falle Griechenlands führte die Wirtschaftskrise 2010–2020 und ihr schlechtes Management sowohl seitens der griechischen Regierungen als auch insbesondere seitens der wirtschaftlich dominierenden Länder (Deutschland, der Niederlande und anderer) zu einem realen Bevölkerungsabfluss von etwa 7 Prozent dynamischer, ausgebildeter junger Menschen. Sie hatten ihr Studium auf Kosten des griechischen Staates abgeschlossen und sollten nun ihre Dienste in Unternehmen, Krankenhäusern und anderen starken Einheiten der EU-Länder anbieten (ohne dass diese für die Ausbildung aufgekommen wären), und in zweiter Linie in den USA, Australien und Saudi-Arabien.³ Ähnliche Quoten sind auch in anderen

3 Eine graphische Darstellung ist unter dem folgenden Link zu finden: The number of Greeks who moved abroad during the crisis. 28.1.2023. <https://www.>

südosteuropäischen Ländern zu finden, aber dazu verfüge ich über keine genauen Informationen.

Nachdem ich dies für die ältere und jüngere Vergangenheit geschrieben habe, möchte ich versuchen, einige Schlussfolgerungen zu ziehen, eventuell mit der Gefahr zu verallgemeinern. Historische Diasporas (ich beziehe mich auf die Migrationswellen aus den Gebieten des Osmanischen Reiches in Länder Mittel- und Westeuropas, aber auch innerhalb des Balkans) haben sich meines Erachtens langfristig sowohl auf die Herkunfts- als auch auf die Aufnahmegesellschaften positiv ausgewirkt. In den Aufnahmegesellschaften trugen sie zur wirtschaftlichen Entwicklung und oft auch zur sozialen Bereicherung bei (z. B. Triest, Miskolc); trotzdem gibt es auch Beispiele für gegen- teilige Fälle (wie, am Ende des 18. Jahrhunderts, bei den Protesten in ungarischen Städten gegen die zunehmende Zahl von Händlern aus den Gebieten Makedoniens und gegen die Gefahr der Marginalisierung der einheimischen Kaufleute (Ács 1990). Was jedoch die gleichgläubigen Diasporagemeinschaften betrifft, können wir – wie bereits erwähnt – aufgrund des aufkommenden Nationalismus nicht behaupten, dass die Koexistenz harmonisch war. Die Gründung von Nationalstaaten, die sich vom Osmanischen Reich lösten, kippte in mehreren Fällen das Gleichgewicht (z. B. die Verfolgung von Griechen in Brăila 1905, und im Jahr 1906 in bulgarischen Küstenstädten: Sozopol, Varna, Mesimvria, Anchialos (Lyberatos 2013), während das Erstarken der jüdischen Gemeinden (wie im Fall von Odessa) zu einer Feindseligkeit gegenüber den Orthodoxen und (daraufhin) deren Abwanderung führte. In jedem Fall können die Diasporagemeinschaften nicht als einheitlich betrachtet werden, da sie von den zeitlichen und örtlichen Gegebenheiten und der Dynamik der dominierenden lokalen Eliten und Verwaltungen abhängen.

Ich kann behaupten, dass die Diaspora im Laufe der Zeit zur wirtschaftlichen Stärkung der Herkunftsländer, zu engeren Kontakten mit

dem *Westen* oder mit anderen Gesellschaften Mittel- und Nordosteuropas und zur Bereicherung der wirtschaftlichen und intellektuellen Netzwerke beigetragen hat. Die Gründung von Nationalstaaten schuf mehr Möglichkeiten für die Herkunftsländer, sich in die wirtschaftlichen und kulturellen Kreise der Länder der Niederlassung der Migranten zu integrieren.

Die neuen Massenmigrationen nach Übersee, sowohl in die USA als auch nach Australien oder gar nach Lateinamerika, stützten sich zwar zunächst auf nicht hochqualifizierte Arbeitskräfte, aber die allmähliche Integration in die Gesellschaft des Aufnahmelandes führte zunächst zur Akkulturation und dann Assimilation, obwohl zu einem ausreichenden Anteil trotz jahrelanger Abwesenheit Elemente der Identität und der Verbundenheit mit den Herkunftsorten erhalten blieben. Der allmähliche wirtschaftlich-soziale Aufstieg ermöglichte auch die Integration in höhere soziale und kulturelle Schichten, die eine Segregation meist nicht zuließen. Ich spreche hier vor allem von den Einwanderern aus Südosteuropa (griechisch-orthodoxe, aber auch armenische und jüdische Einwanderer), denn der Fall Italien, der hauptsächlich Einwanderer aus Sizilien und Süditalien betrifft, muss aus einer anderen Perspektive betrachtet werden. Diese Massenmigrationen entzogen den Herkunftsländern menschliche Ressourcen, was zur Verödung von Dörfern und Inseln führte, aber auch zu ihrer wirtschaftlichen Stärkung durch die Auslandsgriechen (*Expatriates*) in der Diaspora.

Zusammenfassend kann ich behaupten, dass sich die Auswirkungen auf das Gleichgewicht zwischen Auswanderung und Einwanderung die Waage halten, mit Ausnahme der Massenmigrationen der letzten 30 Jahre, die – aus verschiedenen Gründen, von denen wir einige genannt haben – zu Umkehrungen geführt haben, die oft nicht mehr korrigierbar sein dürften.

Bibliographische Hinweise

Ács, Zoltán. 1990. »Marchands grecs en Hongrie aux 17^e–18^e siècles«, *Études Historiques Hongroises*, publiées à l’occasion du 17^e Congrès International des Sciences Historiques. Bd. II, 41–58. Budapest.

Antoniou, Giorgos und Evangelos Hekimoglou (Hrsg.). 2022. *Οι Εβραίοι της Ελλάδας* [Die Juden in Griechenland]. Athen: Alexandreia.

Brunnbauer, Ulf. 2016. *Globalizing Southeastern Europe: Emigrants, America, and the State since the Late Nineteenth Century*. Lanham: Lexington Books.

Christou, Chrysanthos. 1995. *Κ. Παρθένης. Βιέννη–Παρίσι–Αθήνα* [K. Parthenis. Wien–Paris–Athen], Katalog der Ausstellung in der Akademie für Angewandte Kunst in Wien 28.4.–4.5.1995. Athen: Stiftung der Griechischen Kultur.

Frangos, George. 1971. *The Philike Etaireia, 1814–1821: A Social and Historical Analysis*, PhD., Columbia University.

Hadziiosif, Christos. 1980. *La colonie grecque en Égypte (1833–1856)*, Thèse de doctorat 3^e cycle, Université de Paris I – Sorbonne (Paris IV).

Hassiotis, Ioannis. 1997. *Οι Έλληνες της Ρωσίας και της Σοβιετικής Ένωσης: μετοικεσίες και εκπατρισμοί, οργάνωση και ιδεολογία* [Die Griechen Russlands und der Sowjetunion: Migrationen und der Heimat Verwiesenen, Organisation und Ideologie]. Thessaloniki: University Studio Press.

Kaser, Karl. 1997. *Freier Bauer und Soldat: die Militarisierung der agrarischen Gesellschaft an der kroatisch-slawnischen Militärgrenze (1535–1881)*. Wien: Böhlau.

Katsiardi-Hering, Olga. 2009. »Christian and Jewish Ottoman Subjects: Family, Inheritance and Commercial Networks between East and West (17th–18th c.)«. In Simonetta Cavaciocchi (Hrsg.), *La famiglia nell’economia europea secc. XIII–XVIII / The Economic Role of the Family in the European Economy from the 13th to the*

18th Centuries, Atti della »Quarantesima Settimana di Studi«, 6–10 Aprile 2008, Istituto Internazionale di Storia Economica »F. Datini«, Serie II, Atti delle »Settimane di Studi«, Bd. 40, 409–440. Florenz: University Press.

Katsiardi-Hering, Olga. 2018. *La presenza dei Greci a Trieste, 1751–1830*, Bde. 1–2. Trieste: Lint (aus dem Griechischen übersetzt von Dr. Vera Cerenzia).

Katsiardi-Hering, Olga. 2019. »Der Weg nach Europa. Intellektuelle, Negotianten und Studenten nach dem Westen, von der Renaissance bis zum Zeitalter der Aufklärung«. In Harald Heppner (Hrsg.), *Attraktionen und Irritationen. Europa und sein Südosten im langen 19. Jahrhundert*, 11–23. Frankfurt a. M., Berlin: Peter Lang Verlag.

Katsiardi-Hering, Olga und Ikaros Madouvalos. 2014. »The Tolerant Policy of the Habsburg Authorities towards the Orthodox People from South-Eastern Europe and the Formation of National Identities«, *Balkan Studies*, 49, 5–34.

Katsiardi-Hering, Olga und Maria Stassinopoulou (Hrsg.). 2017. *Across the Danube. Southeastern Europeans and Their Travelling Identities (17th–19th C.)*. Leiden: Brill.

Katsiardi-Hering, Olga, Anastasia Papadia-Lala, Katerina Nikolaou und Vangelis Karamanolakis (Hrsg.). 2018. Έλλην, Ρωμῆς, Γραικός. Συλλογικοί προσδιορισμοί και ταυτότητες [Hellene, Römāer, Grieche. Kollektive Sammelbegriffe und Identitäten]. Athen: Evrasia.

Lyberatos, Andreas (Hrsg.). 2013. *Social Transformation and Mass Mobilization in the Balkan and Eastern Mediterranean Cities, 1900–1923*. Herakleion: Crete University Press, Institute for Mediterranean Studies.

Lukan, Walter. 1991. »Velika seoba Srba. Der große Serbenzug des Jahres 1690 ins Habsburgerreich«, *Österreichische Osthefte*, 33, 35–54.

Mazower, Mark. 2004. *Salonica, City of Ghosts: Christians, Muslims and Jews 1430–1950*. London: HarperCollins.

Panova, Sneschka. 1997. *Die Juden zwischen Toleranz und Völkerrecht im Osmanischen Reich: Die Wirtschaftstätigkeit der Juden*

im Osmanischen Reich (die Südosteuropaländer) vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M., New York: Peter Lang.

Ransmayr, Anna. 2018. *Untertanen des Sultans oder des Kaisers. Struktur und Organisationsformen der beiden Wiener griechischen Gemeinden von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis 1918*. Göttingen: V & R Press-Vienna University Press.

Seirinidou, Vasiliki. 1997. »Griechen in Wien im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Soziale Identitäten im Alltag«. In *Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich, Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts*, 12, 7–28.

Sifneos, Evrydiki. 2018. *Imperial Odessa: Peoples, Spaces, Identities*. Leiden: Brill.

Zakharov, Victor, Gelina Harlaftis und Olga Katsiardi-Hering (Hrsg.). 2012. *Merchant Colonies in the Early Modern Period*. London: Pickering & Chatto.

Internetquellen

Levantine Heritage Foundation. 29.4.2023. <http://www.levantine-heritage.com>

Konstatinos Parthenis. Painting an Ideal Greece. 23.1.2023. <https://www.nationalgallery.gr/en/exhibitions/parthenis/>.

National Gallery. Alexandros Soutsos Museum. 23.1.2023. <https://www.nationalgallery.gr/en/artwork/christ-2/>.

The number of Greeks who moved abroad during the crisis. 28.1.2023. <https://www.newdiaspora.com/the-number-of-greeks-who-moved-abroad-during-the-crisis/>.

Ergänzungen

HARALD HEPPNER

Bei dieser Themenstellung ist zu differenzieren, inwieweit Mobilität der Vernetzung dient oder nicht und, inwieweit sich durch diese Umstände etwas am Verhältnis zwischen *Europa südöstlich des Westens* und dem *Westen* im Lauf der Zeit ändert. In diesem Spektrum stellt die *Habsburgermonarchie* einen Sonderfall dar, weil sie einerseits ein Jahrhunderte lang bestehender politischer Bestandteil des *Westens* gewesen ist und andererseits weit in den *Südosten* des Kontinents hineinreichte.

Jener *Südosten* wurde wesensmäßig schon in der Spätantike zu etwas Anderem als das, was während des Mittelalters langsam zu *Europa* (im Sinn von *Westen*) zusammenwuchs, weil dieser Raum an Asien angrenzt, woher immer wieder mobile, militant auftretende Reiterverbände vordrangen (Analoge Bedrohungsszenarien gab es im *Westen* nur, als sich die Normannen im Hochmittelalter in Frankreich, England und Italien ausbreiteten): Dies waren die Hunnen, Awaren, Protobulgaren, Magyaren, Petschenegen, Kumanen, Mongolen und Osmanen. Die Summe der daraus resultierenden Kämpfe, Okkupationen und Verheerungen führte nicht nur dazu, dass die politische Lage im *Südosten* instabil blieb, sondern sich auch keine kontinuierliche Beziehung zum *Westen* entwickeln konnte. Allein die Präsenzen der Protobulgaren, Magyaren und Osmanen führten zu Staatsbildungen, wogegen diejenigen aller anderen Reitervölker historische Episoden blieben, die in *Europa südöstlich des Westens* nur mit einer einzigen Ausnahme Nachhaltigkeit hervorriefen: Das Ausgreifen des Fränkischen bzw. Deutschen Reiches im Südostalpenraum und am westlichen Rand des mittleren Donaubeckens (heute: Slowenien, Österreich, Westungarn, Westslowakei) geht nicht nur auf ein innergermanisches Ordnungsbedürfnis, sondern auch auf das Sicherheitsmotiv zurück, vor den Awaren in der östlichen Nachbarschaft geschützt zu sein. Wenn Jahrhunderte später daraus ein nach dem

Südosten ausgreifendes Machtgebilde hervorging (Habsburgermonarchie), gehen dessen konzeptive Wurzeln auf das 8. und 9. Jahrhundert zurück.

Ein markantes Kapitel der Mobilität gleichwie der Vernetzung zwischen dem *Südosten* und dem *Westen* bezieht sich auf die Kolonisierung weiter Teile Ungarns im 11. bis 13. Jahrhundert durch *Deutsche*; jene wurden nur zu einem geringen Teil assimiliert, sondern blieben Deutsche (heute im österreichischen Burgenland und in Siebenbürgen). Zu einem analogen Schub von Zuwanderern aus dem *Westen* (hauptsächlich Deutsche, aber auch Italiener, Spanier, Flamen) nach dem *Südosten* (heute: nach Ungarn, Kroatien, Serbien, Rumänien, Bulgarien und Bosnien) kam es im Lauf des 18. und 19. Jahrhunderts, ohne dass jene Zuwanderer eine vergleichbare privilegierte Stellung erhalten hätten wie jene im Mittelalter, weil sich die rechtlichen Rahmenbedingungen in der Zwischenzeit beträchtlich geändert hatten. Ohne das Vorhandensein jener deutschsprachigen Bevölkerung wäre die Geschichte der Habsburgermonarchie vermutlich anders verlaufen, und auch die offensive Außenpolitik Deutschlands in den 1930-er und 1940-er Jahren hätte ein anderes Profil bekommen, wenn es in Ungarn, Jugoslawien und Rumänien nicht Deutsche gegeben hätte, die politisch instrumentalisiert wurden.

Aus diesen Hinweisen ist zu entnehmen, dass es immer wieder Immigrationen aus Richtung Asien gab, aber vergleichsweise wenige aus dem *Westen*, und wenn, waren es hauptsächlich Menschen aus der räumlichen Nähe und nicht aus anderen Ländern des *Westens*. Vergleicht man jene drei Ethnien östlicher Herkunft, die in *Europa südöstlich des Westens* staatsbildend aufgetreten sind, haben sich die Magyaren und Osmanen über die bereits zuvor ansässige Bevölkerung geschoben und die Herrschaft in der Hand behalten, wogegen die Protobulgaren von der slawischen Mehrheit binnen etwa dreihundert Jahren assimiliert wurden, woraus eine einheitliche, slawisch sprechende Bevölkerung geworden ist.

Eine weiteres Kapitel der Mobilität, das zur *Vernetzung* mit dem *Westen* beigetragen hat, war die Übersiedlung zig-Tausender Serben

aus dem Osmanischen Reich im ausgehenden 17. und im frühen 18. Jahrhundert nach dem (damals) Südungarn. Dieser Vorgang hat aus zweierlei Gründen erhebliche Bedeutung bekommen: Zum einen erhielten jene orthodoxen Zuwanderer die Chance, in einem Staat (Habsburgermonarchie) Fuß zu fassen, der um sein *westliches* ›Betriebssystem‹ sehr bemüht gewesen ist, und zum anderen stieg mit jener Immigration der Anteil der orthodoxen Bevölkerung deutlich an und stellte die Staatsführung vor beträchtliche kirchen- und gesellschaftspolitische Herausforderungen. Zahllose serbische Soldaten der Militärgrenze gelangten im 18. und 19. Jahrhundert in *westliche* Länder (Deutschland, Frankreich und Italien) und trugen durch ihre Teilnahme an den Feldzügen unwillkürlich nicht nur die imperiale Politik des Wiener Hofes mit, sondern bekamen auch die Gelegenheit, viele Wahrnehmungen über den *Westen* sammeln zu können. 1918/20 hätte das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen keinen Anspruch auf die südungarische Region *Vojvodina* erheben können, wenn nicht die Mehrheit der Einheimischen Serben gewesen wären.

Ein drittes Beispiel von Mobilität mit Vernetzungseffekt waren die Emigrationen aus dem *Südosten* nach Ende des Ersten und des Zweiten Weltkrieges. Die Auswanderung betraf jedoch nicht nur Deutsche, die aus nationalpolitischen Gründen vor allem nach Deutschland und Österreich flohen oder übersiedelten, sondern auch viele Nichtdeutsche, die es vorzogen, unter kapitalistisch-demokratischen anstatt sozialistisch-totalitären Rahmenbedingungen leben zu wollen. Zeitlich überlappend gab (und gibt) es die Mobilität aus wirtschaftlichen Gründen von – in Summe – Millionen von Menschen aus *Europa südöstlich des Westens*, die seit den 1960er bzw. seit den 1990er Jahren im westlichen Ausland leben und arbeiten und so für die Vernetzung zwischen den EU- und den Nicht-EU-Ländern einen Beitrag leisten.

Der zweite Aspekt dieses Themas bezieht sich auf die *Mobilität* und *Vernetzung* innerhalb *Europas südöstlich des Westens*. Anhand einiger Beispiele wird gezeigt, welche Rolle derartige Vorgänge für die Profilbildung spielten. In der Periode der Völkerwanderung und auch

noch geraume Zeit danach existierten in Teilen *Europas südöstlich des Westens* Parallelgesellschaften, indem ein Teil der Bevölkerung in den Tälern und Ebenen lebte, wogegen der andere bevorzugte, sein Dasein in den Berggebieten (Karpaten, Balkangebirge, Dinarisches Gebirge, Epirus) zuzubringen; erst nach Generationen verschmolzen diese Gruppierungen zu einer regional geschlossenen lokalen Bevölkerung und wurden zur sozialen Grundlage für die späteren Nationen (insbesondere Albaner, Montenegriner, Rumänen). Dahinter stand die Bereitschaft der Bergbewohner, ihre ausschließlich rurale Ausrichtung aufzugeben und sich in urbane Sphären einbinden zu lassen.

Ein anderes Beispiel von *Mobilität* stellt jene Migration dar, die das Vordringen der Osmanen im 14. und 15. Jahrhundert auslöste: Der überwiegende Teil der Flüchtlinge (*Uskoci* = Hinausgesprungene) aus dem balkanischen Kernraum bewegte sich entweder Richtung Nordwesten (heute: Nordserbien, Kroatien) oder Richtung Südwesten bzw. Westen (heute: kroatisch-montenegrinische Küste, Italien). Hierdurch verschoben sich nicht nur die bis dahin gewachsenen demographischen Strukturen in den Herkunftsgebieten, sondern auch die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung in den Zielräumen. Der Vernetzungseffekt ergibt sich daraus, dass im Zeitalter des Nationalismus bestimmte Räume beansprucht wurden, die demographisch nicht mehr ausschließlich – wie in vorosmanischer Zeit – von Ko-Nationalen besiedelt waren (z. B. Kosovo).

Die anderen beiden Beispiele hängen mit Verträgen internationalen Zuschnittes zusammen, die weitreichende Folgen nach sich zogen. Das eine Beispiel geht auf das osmanisch-habsburgische Vertragswerk von Požarevac aus dem Jahr 1718 zurück, in dessen Folge – wie Olga Katsiardi-Hering geschildert hat – zahlreiche Händlerfamilien (Griechen, Aromunen, Armenier, Juden) aus den Balkanländern ihren Lebensmittelpunkt auf habsburgischen Boden (Siebenbürgen, Ungarn, Triest, Wien) verlegten und den wirtschaftlichen Austausch zwischen dem Osmanischen Reich und Zentraleuropa zu Land und Wasser in die Hand nahmen. Das andere Beispiel sei der im Pariser Vorort Sèvres geschlossene Vertrag von 1923, der einen Bevölkerungsaustausch

zwischen der Türkei und Griechenland legitimierte: Rund 1,2 Millionen Griechen aus Anatolien mussten nach Griechenland umsiedeln, und rund 400.000 Muslime (*Türken*) hatten Griechisch-Thrakien und -Makedonien zu verlassen und in der Türkei unterzukommen. Diese Art von Mobilität zog eine besondere Variante von Vernetzung nach sich, indem die jeweils Betroffenen in die jeweils lokale griechische bzw. türkische Bevölkerung integriert werden mussten. Sowohl die Deportation selbst als auch die Eingliederung unter den schlechten Startbedingungen nach dem Ersten Weltkrieg haben das kollektive Gedächtnis beider Nationen schwer belastet.

ALEŠ MAVER

Im Zusammenhang mit dem Beitrag von Olga Katsiardi-Hering möchte ich eine interessante Frage, die Harald Heppner gestellt hat, zu beantworten versuchen. Im Fall Sloweniens bietet sich die Überlegung, wie die Geschichte der Slowenen verlaufen wäre, wären die Slowenen nicht unter so vielen politischen Einheiten aufgeteilt worden. Kann man, obwohl in unserem Bewusstsein diese Erfahrung der Teilung fast immer als etwas Negatives verstanden wird, daraus für die Entwicklung der Slowenen auch nützliche Komponenten ableiten?

Zuerst möchte ich ein Beispiel nennen, wo sich eine vergleichbare Teilung eindeutig als vorteilhaft erwies. Ich denke an die Ukrainer und Belarussen. Die letzteren haben fast ihre gesamte Geschichte mit der Ausnahme der Epoche zwischen den beiden Weltkriegen als ein Teil derselben Staatsbildung verbracht. Im Gegensatz zu ihnen war für die Ukrainer eine ziemlich langwierige Teilung in eine West- und eine Ostukraine charakteristisch. Aber die Folge war, dass die Ukrainer unter der Habsburgermonarchie zu einer (zwar kleinen) Insel gelangt sind, wo ihnen die Bildung der nationalen und kulturellen Infrastruktur möglich war. Die Belarussen hingegen, die in der gleichen Epoche nur unter der Herrschaft des Russischen Kaiserreiches ver-

brachten, hatten solche Möglichkeiten überhaupt nicht, was bis heute große Auswirkungen nach sich zieht.

Nun ist es im slowenischen Fall aber so, dass die Rahmenbedingungen im slowenischen Kernland Krain ziemlich günstig waren. In dieser Hinsicht wäre es für die Entwicklung der slowenischen Kultur wahrscheinlich förderlich gewesen, wenn alle Slowenischsprachigen in einem solchen Rahmen gelebt hätten. Auf der anderen Seite wäre es aber ganz anders, wenn *alle* Slowenen in ähnlichen Verhältnissen gelebt hätten wie jene aus dem Übermurgebiet unter dem Königreich Ungarn.

Der zweite Punkt ist, dass die Erfahrung vieler Slowenen in einem Randgebiet, wo sie sich in einer unmittelbaren Konkurrenz zu anderen Sprach- oder Kulturgemeinschaften behaupten mussten, für die Entfaltung der slowenischen Kultur und Politik nicht nur negativ war. Obwohl die slowenische Standardsprache ihren Anfang in Krain genommen hat, spielten gerade solche Randgebiete, vor allem Südkärnten und der östliche Teil der slowenisch geprägten Untersteiermark, was die politische Entwicklung anbelangt, vielfach eine Vorreiterrolle. Das bestätigt auch eine überdurchschnittlich große Anzahl von kulturpolitisch Wirkenden, beispielsweise aus dem Gailtal oder dem Gebiet zwischen Drau und Mur. Denn dort war der Druck der deutschen Sprache und Kultur natürlich am größten.

Als dritten Punkt, wo sich die genannte Teilung auch positiv auswirkte, möchte ich die Verhältnisse im slowenischen Küstenland innerhalb der Habsburgermonarchie nennen. Dort war es für Slowenen förderlich, dass sich auch die deutschsprachige Bevölkerungsgruppe in der Rolle einer Minderheit befand und sich in einem Konkurrenzkampf zu den Italienern sah. Das brachte den Slowenen eine Unterstützung durch den Staatsapparat, der ihnen in anderen Teilen des slowenischen ethnischen Gebietes, vor allem in Kärnten, meistens versagt blieb. Deshalb wundert es nicht, dass das erste staatliche Gymnasium mit slowenischer Unterrichtssprache in Gorizia/Gorica/Görz gegründet wurde.

Elitenwechsel als Herausforderung

ALEŠ MAVER

Überlegung zum Erhalt der gesellschaftlichen Hierarchien und Elitenwechsel am Beispiel Sloweniens im 20. Jahrhundert

Zusammenfassung: Der Beitrag behandelt Fragen des Erhalts der gesellschaftlichen Hierarchien und Elitenwechsel am Beispiel der slowenischen geschichtlichen Länder im 20. Jahrhundert. Deshalb hebt er vor allem drei Elitenwechsel während des genannten Jahrhunderts hervor. Der Autor meint, dass alle drei Wechsel durch ihre relative Plötzlichkeit für gesellschaftliche Akteure gekennzeichnet waren. Trotzdem schreibt er dem ersten dieser Phänomene am Ende des Ersten Weltkriegs die Rolle einer wesentlichen Erfahrung für Slowenen zu. Damals gelang es der höchsten Ebene der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Eliten in einem hohen Grad, ihren Einfluss in den neuen politischen Rahmen des südslawischen Staates hinüberzuretten, obwohl sie eine Fortsetzung der gut bekannten Verbindung der slowenischen Länder mit der Habsburgermonarchie sehr lange unterstützt hatten. Der verhältnismäßig leichte öffentliche Übergang, der nur bei den Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung des neuen Staates im Herbst 1920 herausgefordert wurde, verursachte aber einen ziemlich hohen Preis. Um den Eindruck ihrer eigenen exponierten Rolle im »Ancien Régime« zu verschleiern, verfolgten die alten und zugleich neuen Eliten aktiv den Kurs einer »Reinigung« der slowenischen geschichtlichen Erinnerung, wobei sie historische Verbindungen zu anderen Südslawen betonten und die Bedeutung der traditionell »nordwestlichen« Richtung der slowenischen Kultur in den zweiten Plan stellten.

Dieser Prozess wurde teilweise von dem Gefühl einer Verlegenheit der slowenischen Kultur und Gesellschaft wegen ihrer eigenen geschichtlichen Wurzeln geleitet, vor allem im Hinblick auf den Ursprung der in slowenischen Ländern üblichen (lateinischen) Form des Christentums. Die »Wiederfindung« der gemeinschaftlichen Geschichte erleichterte den Weg zu einer neuen radikalen Transformierung der slowenischen Gesellschaft während des Zweiten Weltkriegs und insbesondere danach. Dieser Prozess war viel brutaler als der ersterwähnte, weil er fast alle Reste der alten politischen und kulturellen Elite beseitigte. Die neuen kommunistischen Herrscher waren auch bei dem Ausbau ihrer Monopolstellung, was die kulturelle Landschaft und die kollektive Erinnerung betrifft, erfolgreich.

Der dritte Elitenwechsel, der während des Zerfalls der jugoslawischen sozialistischen Föderation und danach stattfand, war demjenigen nach dem Ersten Weltkrieg viel ähnlicher. Im Beitrag wird sogar die These vertreten, dass die Erfahrung der brutalen Zerstörung der alten Eliten nach dem Zweiten Weltkrieg einen offensichtlichen Mangel an Willen für einen entscheidenden Bruch mit der Vergangenheit und

mit der politischen Mythologie, der nach 1945 die Gesellschaft beherrschte, beeinflusst hatte.

Schlüsselwörter: Elitenwechsel, Habsburgermonarchie, Jugoslawien, geschichtliche Erinnerung, slowenische Zeitgeschichte

Thoughts on Maintenance of Social Hierarchies and Elite Changes as Shown on the Case of Slovenia during the 20th Century

Abstract: The paper discusses the questions of maintenance of social hierarchies and elite changes, trying to illustrate both processes by the case of Slovenian historical areas during the 20th century. Thus, the main emphasis of the text lies on three major elite changes during the mentioned century. The author argues that all three changes were marked by their relative unexpectedness for the relevant players in society. Nevertheless, he understands the first such phenomenon after the First World War as crucial experience for Slovenes. Then, high layers of the political, cultural and economic elites managed to save their influence to the new political framework of the South Slavic state, although they for the most part supported the continuation of the well-known connection of the Slovenian historical areas with the Habsburg monarchy until quite late. The relative easiness of their public »transformation« which was only challenged during the election to the constituent assembly of the new state in autumn of 1920, came, however, to a pretty high price. In order to diminish the impression of their own role in the »ancien régime«, the new and old elites actively pursued a program of »purification« of Slovene historical memory, stressing historical links to other Southern Slavs and underplaying the importance of traditional »northwestern« orientation of Slovenian politics and culture.

This process was greatly helped by a certain degree of uneasiness of Slovene culture and society with their own historical roots, particularly regarding the origins of (Latin) Christianity predominating in Slovenian historical areas.

Such »reinvention« of communal history paved a way for another unexpected radical transformation of Slovenian society during and particularly after the Second World War. This process was much more brutal than the first one, sidelining virtually all remnants of old political and cultural elite. The new communist rulers succeeded also in monopolizing the cultural landscape as well as collective historical memory. The third elite change, taking place during and after the breakup of the Yugoslav socialist federation, greatly resembled the first one. It is even argued in the present article that the experience of brutal destruction of the old elite after the Second World

war influenced the lack of will in Slovenia for a decisive break with the recent past and the political mythology, which was dominant after 1945.

Key words: Elite change, Habsburg monarchy, Yugoslavia, historical memory, contemporary history of Slovenia

Einführung

Es lohnt sich, zumindest aus zwei Gründen die Frage nach den Elitenwechseln und der Beständigkeit der gesellschaftlichen Hierarchien im 20. Jahrhundert im slowenischen Fall zu stellen. Ich denke, dass die Entwicklung in den historischen slowenischen Ländern paradigmatisch auf andere Länder nicht nur Ost- oder Südosteuropas, sondern sogar auf Österreich und Deutschland übertragen werden könnte. Zugleich haben die drei großen gesellschaftlich-politischen Brüche des letzten Jahrhunderts die Wahrnehmung und die Rolle der gesellschaftlichen Geschichte in der Gesellschaft stark beeinflusst. Das Endergebnis ist, dass eigentlich nur die Zeitgeschichte als eine ernst zu nehmende Komponente der gemeinsamen geschichtlichen Erinnerung dienen kann, was natürlich eine zu schmale Basis ist. Aber zu diesem Argument werde ich noch zurückkommen.

Zuerst muss ein wichtiger gemeinsamer Nenner der drei großen Elitenwechsel des 20. Jahrhunderts erwähnt werden. Es geht um ihre Plötzlichkeit, welche die Veränderungen sowohl nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg als auch um das Jahr 1990 charakterisierte.

»Urbruch« 1918

Obwohl der Bruch, der am Ende des Zweiten Weltkrieges eintrat, in Slowenien der sichtbarste war, ist m. E. nach derjenige von 1918 wenigstens strukturell am wichtigsten. Mit ihm verbunden waren der Zusammenbruch der alten Ordnung und der Wechsel des Staatsrahmens. All das konnten noch 1916 nur wenige Personen im sloweni-

schen Raum vorsehen. Die Habsburgermonarchie schien damals trotz aller ihren inneren Schwierigkeiten für eine große Mehrheit der Slowenen noch immer eine natürliche und dauerhafte politische Heimat. Das begann sich erst 1917 langsam zu ändern.¹ Die Maideklaration, im Wiener Reichsrat Ende Mai 1917 verlesen, war der erste Schritt in neuer Richtung. Aber sie blieb noch immer zwei alten Maximen der slowenischen Politik verbunden, der Treue zur Dynastie der Habsburger und einem Suchen der politischen Zukunft im Rahmen der slowenisch-kroatischen Zusammenarbeit. Diese zweite Maxime wurde durch die Deklaration auf die habsburgischen Serben ausgeweitet, was eine neue Qualität darstellte.

Es handelte sich um ein Zwischenspiel zwischen den mit der Erneuerung des parlamentarischen Lebens verbundenen gesteigerten Erwartungen (auch) der Slowenen und sehr begrenzten Möglichkeiten von Kaiser Karl I. Im Nachhinein kann man seinen ›deutschen Kurs‹ im Jahr 1918 als einen Fehler bezeichnen, aber tatsächlich gab es dazu außenpolitisch wahrscheinlich keine Alternative. Dazu kam eine erstaunliche Inflexibilität der ungarischen Elite, die bis zum Herbst 1918 in längst überlebten Kategorien dachte. Das alles wäre vielleicht noch verkraftbar gewesen, wenn diese Verschließung jeglicher ernsthaften Perspektive seitens der Herrscher nicht vor dem Hintergrund der letzten Phase des Krieges und der allgemeinen Entbehrungen stattgefunden hätte, wodurch unter den Leuten der Eindruck wuchs, der Habsburgerstaat sei nicht imstande, die grundlegende Versorgung der Bevölkerung zu gewährleisten. Deswegen kam es zu einer Radikalisierung der in der Maideklaration vorgelegten Grundsätze, und die slowenisch-kroatische Annäherung wurde in der zweiten Hälfte des Jahres 1918 erstaunlich schnell sogar zur Möglichkeit einer Vereinigung mit dem Königreich Serbien entwickelt. Es erübrigt sich zu sagen, dass eine solche Wende nicht wirklich durchdacht oder sorgfältig vorbereitet sein konnte,

1 Zu diesen Prozessen siehe v. a. die monographischen Darstellungen Walter Lukans *Iz »črnožolte kletke narodov« v »zlato svobodo«? Habsburška monarhija in Slovenci v prvi svetovni vojni* (2014) und Andrej Rahtens *Od Majniške deklaracije do habsburške detronizacije* (2016).

vor allem auch, weil sogar der politische Führer der Slowenen, Anton Korošec, erst für das Frühjahr 1919 mit dem endgültigen Zerfall der Donaumonarchie gerechnet haben soll. Auch die Frage, welche Rolle bei dieser Wende die politische Elite und welche die breitere Masse des Volkes spielten, blieb bisher ohne eine endgültige Antwort (Grieser Pečar 2019, 301–332). Auf jeden Fall kann man noch immer dem Priester und Schriftsteller Franc Saleški Finžgar zustimmen, der einen grundsätzlichen Unterschied in der Bewertung der südslawischen Vereinigung unter der Ägide Serbiens zwischen dem zentralen slowenischen Land Krain, wo die öffentliche Rolle der slowenischen Sprache und Kultur kaum gefährdet war, und den Randgebieten im Osten und Westen, wo der Germanisierungs- bzw. Italianisierungsdruck viel stärker war, konstatierte (Finžgar 1992, 322). Diese regionalen Unterschiede sind heute wenig sichtbar, spielten bis nach dem Zweiten Weltkrieg aber noch eine Rolle.

Angesichts der Plötzlichkeit und Radikalität des Bruches nach dem Ersten Weltkrieg gelang es der bisherigen Elite erstaunlich gut, sich einen Platz auch in der neuen Ordnung zu sichern. Abgesehen von den Wahlen zur verfassungsgebenden Versammlung des neuen südslawischen Staates im November 1920, als die beiden alten Großparteien der Katholiken und Liberalen stark abgestraft wurden, blieben politische Verhältnisse aus den Habsburgerzeiten bis zum Ende der Zwanzigerjahre, als König Alexander I. seine persönliche Diktatur einführte, mehr oder weniger erhalten. Die meisten politischen und gesellschaftlichen Figuren aus den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg bestimmten auch weiterhin die gesellschaftliche Bühne bei den Slowenen. Es genügt vielleicht, die Persönlichkeiten wie Anton Korošec, Ivan Hribar, Ivan Tavčar (der bereits 1923 verstarb), Izidor Cankar, Vladimir Ravnihar, Anton Bonaventura Jeglič, Franc Kulovec, Jožef Klekl oder auch Milan Vidmar, Oton Župančič und Josip Plemelj zu nennen. Unter ziemlich wenigen, die den geschichtlichen Zug ›verpasst‹ oder zu spät genommen haben, sind der frühere Landeshauptmann von Krain, Ivan Šusteršič, und sein begabter Mitstreiter Evgen Lampe erwähnenswert.

Es ist zuzugeben, dass auf niedrigeren Ebenen die Sache auch anders aussehen konnte. Der Verwaltungsapparat und das Beamtentum erlebten größere Erschütterungen durch Auswanderung und Entlassung vieler deutschsprachiger Bediensteter. Einen Sonderfall stellte das früher zum ungarischen Königreich zugehörnde Übermurgebiet dar, wo es zu einem bedeutenden Zuzug des Beamtentums aus anderen slowenischen Regionen gekommen ist.

Der Preis des Elitenerhalts

Der Erhalt der politischen Elite hatte einen ziemlich hohen Preis, denn deren Vertreter waren sich sehr wohl bewusst, dass ihre politische ›Bekehrung‹ weg von der Donaumonarchie und hin zum neuen südslawischen Rahmen spät und zögerlich erfolgt war. Am Beispiel der national ziemlich gefährdeten Untersteiermark kann man sie vielleicht sogar messen und damit ihre ›Urpötzlichkeit‹ unterstreichen. Die eindeutige Abwendung von den Habsburgern kann man darin ablesen, dass die slowenische Zeitung aus Maribor »*Slovenski gospodar*« [Slowenischer Hausherr] die geplante Feier zum Geburtstag Kaiser Karls I. noch am 15. August 1918 groß angekündigt hat. Doch, nachdem sie einige Tage später tatsächlich stattgefunden hatte, war sie der Zeitung in der Ausgabe, die am 22. August erschien, nur noch einer kaum sichtbaren Randnotiz wert.²

Um die Erinnerung an diese späte Einsicht und an dieses Zögern zu verschleiern, waren die meisten Vertreter der alten und zugleich neuen Elite lebhaft an einer ›Umstrukturierung‹ der kollektiven Erinnerung beteiligt. Dabei ging es nicht nur darum, das äußerliche Erscheinungsbild der slowenischen Orte mit systematischen Umbenennungen der Straßen und Plätze sowie mit der Entfernung der nicht

2 Vgl. Artikel: Anon. 15. 8. 1918. »Cesarjev rojstni dan«, *Slovenski gospodar* 33, 3, und Anon. 22. 8. 1918. »Maribor«, *Slovenski gospodar* 34, 3. Der zweite Artikel umfasst ganze zwei Zeilen.

zeitgemäßen Denkmäler der neuen Realität anzupassen. Viel schwerwiegender war für die historischen slowenischen Länder eine tiefgreifende Verlagerung des Schwerpunktes im allgemeinen Verständnis eigener Geschichte. War die slowenische Geschichte früher meistens als ein Teil der mitteleuropäischen geschichtlichen Erfahrung wahrgenommen worden, wurde nun die eigentlich unerwartete Umkehr zum Südosten zu einer sozusagen von der Vorsehung vorgegebenen Entwicklung erhoben und als solche öffentlich gepriesen. Um die Bedeutung ihrer eigenen Rolle im ›Ancien Régime‹ zu schmälern, versuchte die politische Führung der Slowenen in den Jahren nach der Wende, die Bedeutung der vorsüdslawischen Geschichte selbst zu mindern. Heute muss man sagen, dass die Operation erfolgreich war. Außer der bewussten Entscheidung der Elite spielten dabei noch mindestens zwei Faktoren eine nennenswerte Rolle.

Zu Einem war die geschichtlich vorgegebene ›nordwestliche‹ Ausrichtung der gemeinschaftlichen Geschichte unter den Slowenen schon früher nicht unumstritten, weil gerade der Druck der deutschen Kultur und Politik aus dem Norden und der Druck der italienischen Kultur und Politik aus dem Westen als wesentliche Gefahren für die nationale Selbstbehauptung empfunden waren. Gleichzeitig konnte man in diesem Zusammenhang schon länger ein Unbehagen über den geschichtlichen Ursprung des eigenen Katholizismus beobachten. Im Gegensatz zu den orthodoxen Süd- oder auch Ostslawen und sogar im Gegensatz zu den Kroaten, wo byzantinische Einflüsse unübersehbar waren, ist das christliche Erbe der Slowenen eindeutig lateinisch und daher *westlich* geprägt. Der Ausgangspunkt der Mission im Norden und Westen – in Salzburg, Freising, Regensburg oder auch in Aquileia – sorgte mindestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für eine meistens ahistorische Nostalgie nach einem anderen Drehbuch der Christianisierung, wo östliche und kirchenslawische Elemente eine wichtigere Rolle gespielt hätten (Maver 2021, 21–36). Daher versuchte der ›Mainstream‹ der kroatischen Historiographie meistens zu zeigen, dass der kroatische Katholizismus in seinem Kern ›urwestlich‹ sei, wobei das Papsttum und auch die Franken meist positiv be-

wertet wurden, die slowenische Historiographie (sogar die katholisch geprägte) dagegen, dass auch der christliche Osten und das Erbe der heiligen Brüder von Saloniki vom Belang oder sogar entscheidend waren. Es war für diese Einstellung förderlich, dass die wichtigste Einzelquelle für die Christianisierung der Alpenlawen, die »Conversio Bagoariorum et Carantanorum«, die von Herwig Wolfram treffend als »Weißbuch der Salzburger Kirche« bezeichnet wurde (Wolfram³2013), im 19. und auch noch 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund der aktuellen deutsch-slowenischen Dichotomie gelesen wurde. Letztendlich kann auch der Einfluss des Nationaldichters France Prešeren nicht unterschätzt werden, der in seinem Kurzepos »Die Taufe an der Savica« erfolgreich eine Verbindung zwischen der Verbreitung des Christentums unter Slowenen und dem Beginn der Fremdherrschaft hergestellt hat, die von späteren Historikern und Kulturschaffenden im verschiedenen Maße übernommen wurde.

Neben dieser bemerkenswerten historischen Strömung, die die Abkehr vom Nordwesten begünstigte, brachte die südslawische Vereinigung nach dem Ersten Weltkrieg noch einen anderen Faktor ins Spiel, der seine volle Wirkung erst im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelte. Der Wechsel des staatlichen Rahmens brachte nämlich auch einen meistens fiktiven oder nur symbolischen wirtschaftlichen Aufstieg mit sich. Slowenische Länder, die in der Habsburgermonarchie eher zu weniger entwickelten Gebieten zählten, wurden plötzlich zum wirtschaftlichen »Powerhouse« des neuen südslawischen Staates. Ungeachtet der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung oder deren Rolle in der europäischen Ökonomie war diese Stellung Sloweniens während der Existenz der südslawischen Staaten immer unangefochten. Und es sollte sich zeigen, dass dieser Umstand für die Slowenen eine gewisse Quelle des Stolzes und Selbstvertrauens war, zugleich aber ihre Wertschätzung des historisch wenig verankerten südslawischen Rahmens erheblich steigerte (und steigert), was ein weiteres Argument für die breite Akzeptanz des »neuen« Verständnisses der gemeinschaftlichen Geschichte nach dem Ersten Weltkrieg lieferte und der neuen *Maxime Go Southeast* zusätzliche Glaubwürdigkeit verlieh.

Damit war der Bruch 1918 in manchen Hinsichten für die slowenische Gesellschaft entscheidend. Vor allem kann er als Wegbereiter für den Bruch im Jahr 1945 gelten. Besonders die Umdeutung der geschichtlichen Position der Slowenen im gesamtsüdslawischen Sinn erwies sich dabei als dienlich, denn sie schwächte unabsichtlich einige traditionelle Pfeiler der slowenischen Identität, was die kommunistische Monopolisierung der Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg erleichterte.

Die brutalste Wende

Die Wende von 1945 war viel radikaler, brutaler und auch viel blutiger als ihre Vorgängerin: Im Gegensatz zur Lage nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einem umfassenden Elitenwechsel auf der höchsten Ebene der Politik und Gesellschaft. Natürlich wurde der Prozess, der dazu geführt hatte, durch die Tripelbesatzung des slowenischen Gebietes innerhalb des jugoslawischen Staates im Jahr 1941 eröffnet. Auf die Besatzung wurde durch einen Befreiungskampf reagiert, der aber auf langen Strecken mit einer kommunistischen Revolution verbunden war.³ Es kann gesagt werden, dass die Vorkriegselite, die sich mehrheitlich für die Taktik des Wartens entschied, um die Opfer unter der Bevölkerung zu minimieren, das Gefühl der tiefen Demütigung unter den Slowenen unterschätzt hat (Finžgar 1992, 425), was den Kommunisten die Gelegenheit bot, eine führende Rolle zu übernehmen. Aber ihr revolutionärer Terror, der praktisch sofort einsetzte, löste zugleich einen Bürgerkrieg in einem namhaften Teil des slowenischen Territoriums aus. Am Ende des Krieges blieben die kommunistisch dominierten Partisanen eindeutige Sieger, und es folgte eine

3 Eine sehr treffende Beschreibung der Dynamik verschiedener Prozesse in slowenischen Ländern während des Zweiten Weltkriegs liefert David Movrin in »Fran Bradač, Anton Sovre, Milan Grošelj, Jože Košar in Fran Petre: Latinščina in grščina na ljubljanski univerzi v desetletju po vojni« (2014, 432–477).

umfassende Umgestaltung der Gesellschaft nach den Vorstellungen der neuen Herrscher. Ein Großteil der tatsächlichen oder angeblichen Opposition wurde physisch ausgeschaltet, womit die Kommunisten an politischen Morden während des Krieges, die in vielen Fällen eindeutige Zeichen einer Abrechnung mit der Vorkriegselite trugen, anknüpften (Možina 2019). Ein erheblicher Teil der Elite war allerdings geflüchtet. Während die Nachkriegsmassaker der kommunistischen Gegner in der slowenischen Öffentlichkeit wenigstens thematisiert, obwohl sehr unterschiedlich interpretiert werden, wird der Exodus der Elite, der einen großen Teil der politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Führung umfasste, als wesentlicher Faktor der Nachkriegsentwicklung in Slowenien noch immer nicht wahrgenommen.⁴

Dabei ist hervorzuheben, dass der radikale Bruch im Frühjahr 1945 trotz der Entwicklungen der Kriegsjahre für sehr viele Slowenen überraschend kam. Wie in anderen osteuropäischen Ländern, so auch in anderen Teilen Jugoslawiens, das am 29. November 1945 amtlich zur Republik geworden ist, waren die Kommunisten in einem gewissen Umfang auf die Unterstützung der alten Eliten angewiesen, um eine reibungslose Machtübernahme zu gewährleisten (Vodušek Starič 2006). Allerdings ist offensichtlich, dass der Anteil der nichtkommunistischen Parteigänger der Kommunisten schon in Jugoslawien als Ganzes geringer war als zum Beispiel in Ungarn, in der Tschechoslowakei, in Rumänien oder Polen (Applebaum 2012). In Slowenien war er wiederum geringer als in anderen neuen Volksrepubliken der Föderation. Während Sava Kosanović oder Franjo Gaži eine nicht unbedeutende Rolle in den ersten Jahren nach der kommunistischen Machtübernahme spielten, erwies sich die verbliebene Vorkriegselite in Slowenien als ziemlich machtlos. Einige Vorkriegspolitiker, zum Beispiel Minister Franc Snoj, der ehemalige Banus und spätere von Kommunisten bestellte Regent für König Peter II., Dušan Serbec, oder der Diplomat, Politiker und Kunsthistoriker Izidor Cankar, wur-

4 Wesentliche Beiträge wurden zu diesem Thema von Helena Jaklitsch verfasst, z. B. ihr Buch *Slovenski begunci v taboriščih v Italiji 1945–1949* (2018).

den schon sehr früh für die neuen Herrscher Sloweniens entbehrlich. Auch die katholische Kirche in Slowenien konnte trotz ihrer starken Verankerung im slowenischen Volk keine wirklich selbstständige Position behaupten, die ihr ermöglicht hätte, eine starke inhaltliche Alternative zum Regime zu sein, was der Kirche in Polen oder teilweise auch in Kroatien hingegen gelungen ist. Es ist bezeichnend, dass in der etwas späteren Periode des »entwickelten Sozialismus«, vor allem in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, gerade Weihbischof Vekoslav Grmič die prägende Gestalt der Kirche in Slowenien war. Für ihn kann man behaupten, dass er mit seiner »Theologie des Sozialismus« den inhaltlichen Ausgangspunkten der herrschenden Kommunisten ziemlich nah stand (Maver 2019, 83–101).

Die slowenische Sonderstellung kann anhand etlicher Gegebenheiten erklärt werden. Die Umformung der geschichtlichen Erinnerung nach dem Ersten Weltkrieg wurde schon erwähnt. Außerdem wog die Tatsache schwer, dass die kommunistische Revolution in Slowenien autochthon war und das neue System nicht anhand der sowjetischen *de facto*-Besatzung eingeführt wurde. Das gab der slowenischen kommunistischen Partei einen wichtigen Vorteil im Vergleich zum Beispiel zu den kroatischen Kollegen, da das Nachkriegssystem in Kroatien viel stärker als ein serbisches Projekt wahrgenommen wurde.

Ein Problem, mit dem die neue Machtelite konfrontiert war, bestand darin, dass es kaum Berührungspunkte zwischen ihr und der traditionellen Begründung der slowenischen Identität gab. Die ausgeprägte Rolle des Katholizismus oder der mittleren und größeren Bauern als Pfeiler des slowenischen Selbstbewusstseins konnten natürlich nicht herangezogen werden. Ebenso wenig konnte das Nachkriegsregime mit der heißen Phase des slowenischen nationalen Aufstiegs während der letzten Jahrzehnte der Habsburgermonarchie oder mit deren bäuerlichen oder bürgerlichen Trägern etwas anfangen. Deshalb wurde die »südslawische Richtung« der gemeinschaftlichen Geschichte mit Betonung auf Jugoslawien als ihr natürliches Ziel weiter ausgebaut. Zugleich wurde die (kommunistische) Revolution

zu einer notwendigen Phase für die volle nationale Emanzipation der Slowenen hochstilisiert, was auch die hohe Opferzahl des revolutionären Terrors rechtfertigte.

Wenn man über Eliten und ihren Erhalt spricht, sollte schließlich auch ein anderes Phänomen angesprochen werden. Seit den frühen siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts kann man eine Entwicklung beobachten, die offensichtlich als Antwort der kommunistischen Partei auf neue Herausforderungen gelten kann, die für sie das Auftauchen einer ziemlich selbstständigen Führungsriege sowohl in Slowenien als auch in Kroatien und Serbien in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre bedeutete. Nach der Zerschlagung des »kroatischen Frühlings« und nach dem erzwungenen Rücktritt der reformorientierten Parteiführer anderswo setzte die Partei fortan fast durchgehend auf eine kollektive Führung, wo die nominellen Leitungsfiguren sehr blass und somit problemlos austauschbar waren. Diese Strategie benutzen die postkommunistischen Kräfte in der slowenischen Politik ziemlich erfolgreich bis zum heutigen Tag, obwohl ihre Anfänge bis hin zu Andrej Marinc und Milan Kučan zurückreichen. Eine äußerst folgenschwere Anwendung dieses Prinzips fand auch mit der Kandidatur und späteren Wahl des langjährigen Ministerpräsidenten Janez Drnovšek zum Mitglied der kollektiven jugoslawischen Präsidentschaft im Jahr 1989 statt.

Entscheidung gegen einen tiefen Bruch

Unter solchen Umständen kam es zum dritten entscheidenden Bruch in den Jahren zwischen 1988 und 1991, der ebenso wie diejenigen von 1918 und 1945 überraschend war, denn noch Mitte der 1980er Jahre war der Fortbestand Jugoslawiens für die meisten Slowenen keine Frage. Ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg ging es gleichzeitig um ein komplexes Zwischenspiel zwischen slowenischen Bestrebungen nach mehr Souveränität und dem Zerfall der multinationalen Föderation, die sowieso vom Anfang an auf tönernen ge-

schichtlichen Füßen stand. Auf jeden Fall hat zwischen 1988 und 1992 in Slowenien eine starke Aufbruchstimmung geherrscht, die in gesellschaftlicher Demokratisierung und staatlicher Unabhängigkeit mündete. Die notwendige Verquickung beider Prozesse führte aber zu anderen Ergebnissen als in den baltischen sowjetischen Republiken, wo die Wiederherstellung der Unabhängigkeit und der Abschied vom sowjetischen Gesellschaftsmodell selbstverständlich unzertrennlich waren (Maver 2022, 791–822). In Slowenien verlangte der Kampf für die Unabhängigkeit die Mobilisierung aller verfügbaren gesellschaftlichen Kräfte, was nur auf Kosten des umfassenden Bruches mit dem politischen Nachkriegsmodell und mit der damit verbundenen politischen Mythologie gelingen konnte.

Außerdem kann man sagen, dass die Erfahrung des brutalen und blutigen Umbruchs im Jahr 1945 die slowenische Gesellschaft sehr vorsichtig gemacht hat, was radikale Brüche betrifft. So kann man trotz der bereits erwähnten Aufbruchstimmung schon früh eine Angst vor einer Loslösung von der jüngsten Vergangenheit beobachten. Slowenische Wähler entschieden sich im Frühjahr 1990 für den früheren Parteichef Milan Kučan gegen den Dissidenten und Vorkämpfer der slowenischen Unabhängigkeit Jože Pučnik. Dadurch ist Slowenien mit Rumänien, Serbien und Montenegro vergleichbar.

Diese Richtungsentscheidung der Slowenen machte es den Nachkriegseliten leicht, sich in neue Verhältnisse zu integrieren und auch ihre vorherrschende Rolle zu bewahren. Obwohl den meisten von ihnen der Zerfall Jugoslawiens und das Ende des staatlichen Sozialismus schwerfielen, erkannten sie sehr bald den Wert des neuen slowenischen Staates als eines willkommenen politischen Spielplatzes, den sie beherrschen konnten. Eine weitere Erleichterung stellte für sie dar, dass sie sogar auf symbolischem Gebiet nur wenige Kompromisse schließen mussten. Schon ein oberflächlicher Blick auf die Erinnerungslandschaft im heutigen Slowenien (Denkmäler, Straßennamen, Feiertagskalender usw.) bestätigt diese Aussage. Im Gegensatz zu ihren Vorgängern nach dem Ersten Weltkrieg wurden die Vertreter der kommunistischen Nachkriegselite nicht gezwungen, für sich eine

andere Geschichte zu erfinden, womit ein grundsätzliches Problem verblieb, das sich bis heute zeigt. Ein großer Teil der Elite rettete zwar seinen Einfluss, konnte aber kaum Berührungspunkte mit den tieferen Grundsteinen der Identität des unabhängigen slowenischen Staates finden, da die alte (und auch neue) Elite vielmals dem ›Imaginarium‹ des sozialistischen und jugoslawischen Sloweniens verhaftet war und ist. Sogar mehr: in den letzten dreißig Jahren hat sich gezeigt, dass sie sogar kleinere Konzessionen schwer ertragen hat und versuchte, sie rückgängig zu machen. Zuletzt wurde das in der Abschaffung des nationalen Gedenkfestes für die Opfer des Kommunismus am 16. Mai 2023 sichtbar. In dieser Hinsicht erinnert Slowenien im breiteren osteuropäischen Raum sogar an Belarus (zum Glück bis jetzt hauptsächlich auf dem Gebiet der öffentlichen Erinnerung). Ich denke, die milde Beurteilung der Nachkriegselite seitens der Mehrheitsöffentlichkeit und ihre Weigerung, einen tiefen Bruch mit dem Erbe der kommunistischen Herrschaft zu fordern, kann tatsächlich als ein Nachhall der früheren Brüche betrachtet werden.

Bibliographische Hinweise

Anon. 15. 8. 1918. »Cesarjev rojstni dan« [Der Geburtstag des Kaisers], *Slovenski gospodar* 33, 3.

Anon. 22. 8. 1918. »Maribor«, *Slovenski gospodar* 34, 3.

Applebaum, Anne. 2012. *Iron Curtain: The Crushing of Eastern Europe 1944-1956*. London: Knopf Doubleday Publishing Group.

Finžgar, Fran Saleški. 1992. Jože Šifrer (Hrsg.) *Zbrano delo. Dvanajsta knjiga. Leta mojega popotovanja*. [Gesammelte Werke. Zwölftes Buch. Die Jahre meiner Reise]. Ljubljana: Državna založba Slovenije.

Griesser Pečar, Tamara. 2019. »Slovensko slovo od Habsburžanov« [»Abschied der Slowenen von den Habsburgern«], *Studia Historica Slovenica* 19 (2), 301–332.

Lukan, Walter. 2014. *Iz »črnožolte kletke narodov« v »zlato svobodo«? Habsburška monarhija in Slovenci v prvi svetovni vojni*

[Aus dem »schwarz-gelben Völkerkäfig in die goldene Freiheit«? Habsburgermonarchie und die Slowenen im Ersten Weltkrieg]. Ljubljana/Laibach: ZIFF.

Maver, Aleš. 2019. »Leto 1968 v Cerkvi v Sloveniji in Vekoslav Grmič« [Das Jahr 1968 in der Kirche in Slowenien und Vekoslav Grmič], *Edinost in dialog* 74 (1), 83–101.

Maver, Aleš. 2021. »Kako je France Prešeren ukradel slavo Valtunku: temelji zapletenega slovenskega odnosa do pokristjanevanja« [Wie France Prešeren Valtuncus den Ruhm streitig machte: Die Gründe der komplizierten slowenischen Beziehung zur Christianisierung], *Acta Histriae* 29/1, 21–36.

Maver, Aleš. 2022. »Zapleteni zemljepis demokratizacije: Prehodi v demokracijo v srednji in vzhodni Evropi ob koncu 20. stoletja« [Die komplizierte Landkarte der Demokratisierung: Übergänge in die Demokratisierung in Mittel- und Osteuropa Ende des 20. Jahrhunderts], *Studia Historica Slovenica* 22 (3), 791–822.

Movrin, David. 2014. »Fran Bradač, Anton Sovre, Milan Grošelj, Jože Košar in Fran Petre: Latinščina in grščina na ljubljanski univerzi v desetletju po vojni« [Fran Bradač, Anton Sovre, Milan Grošelj, Jože Košar und Fran Petre: Latein und Griechisch an der Laibacher Universität im Jahrzehnt nach dem Krieg], *Zgodovinski časopis* 68 (3–4), 432–477.

Jaklitsch, Helena. 2018. *Slovenski begunci v taboriščih v Italiji 1945–1949* [Slowenische Flüchtlinge in den Lagern Italiens 1945–1949]. Ljubljana: Inštitut za novejšo zgodovino.

Možina, Jože. 2019. *Slovenski razkol: Okupacija, revolucija in začetki protirevolucionarnega upora* [Die slowenische Spaltung: Okkupation, Revolution und die Anfänge des antirevolutionären Widerstands]. Celje, Klagenfurt/Celovec, Gorica: Mohorjeva.

Rahten, Andrej. 2016. *Od Majniške deklaracije do habsburške detronizacije*. [Von der Maideklaration bis zur Habsburger Dethronisierung]. Celje: Mohorjeva.

Vodušek Starič, Jera. 2006. *Kako su komunisti osvojili vlast: 1944–1946*. [Wie Kommunisten die Macht eroberten]. Zagreb: Naklada P. I. P.

Wolfram, Herwig. ³2013. *Conversio Bagoariorum et Carantanorum – Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien mit Zusätzen und Ergänzungen*. Klagenfurt/Celovec: Hermagoras Verlag.

Ergänzungen

OLGA KATSIARDI-HERING

Aleš Maver hat uns die Situation in Slowenien klargestellt. Durch seine Analyse verstehen wir auch die Rolle der Eliten in der Habsburgermonarchie und ihren Beitrag zu Formung der Nationalstaaten nach der Auflösung des Kaiserstaates. Diejenigen Nationalstaaten, die Jahrhunderte lang unter der osmanischen Herrschaft gewesen waren, sind als Folge von Revolutionen gegen die Osmanen (Serbien, Griechenland), von Kriegen zwischen den Osmanen und anderen europäischen Kräften oder als Wechsel von Machtverhältnissen innerhalb des Reiches, der Orthodoxen Kirche (z. B. in Bulgarien), aufgrund von Interventionen von europäischen Mächten (z. B. Albanien) und vor allem aufgrund des wachsenden Nationalismus entstanden. Der Schlüsselpunkt dieser Gesellschaften, mit Ausnahme in den Donaufürstentümern, ist das Fehlen von Aristokratie. Die romiotische (von *Romios*, *Romäer*) Elite, die Phanarioten (*Symposium L'Époque Phanariote* 1974), wurde im ersten Jahr der griechischen Revolution fast völlig vernichtet (145 Phanarioten wurden in Konstantinopel ermordet und ihr Vermögen wurde beschlagnahmt) (Philliou 2011). Neue Elitegruppen, vor allem auf der Basis der Wirtschaft (Wirtschaftsbürgertum), bildeten sich in der osmanischen Hauptstadt sowie in den neuen Nationalstaaten.

Während der griechischen Revolution (1821–1829) und im neuen kleinen griechischen Staat haben manche Vertreter der Phanarioten-Elite eine wichtige Rolle gespielt (Mavrokordatos, Hypsilantis, Negris u. a.). Stärker war aber die Macht der lokalen traditionellen

ökonomischen Eliten. Die letzten sind während der osmanischen Herrschaft entstanden; sie waren *Kocabasis* (= Vorsteher der Gemeinden), Schiffseigentümer sowie reiche Unternehmer aus der Diaspora. Vergleichbares ist auch in anderen südosteuropäischen Ländern zu beobachten. Mit wenigen Ausnahmen wurde das aus europäischen Königsfamilien etablierte königliche Regierungssystem von den einheimischen Völkern (Griechen, Bulgaren, Rumänen) nicht ohne Probleme akzeptiert, vor allem im Fall Griechenlands.

Die südosteuropäische Gesellschaft ist jedoch durch ständige soziale Mobilität gekennzeichnet, und zwar durch starke Migration von Arbeitskräften, aber auch von Gebildeten. Diese Migration (vor allem in den letzten 30 Jahren, nach der Wende von 1989 und der ökonomischen Krise nach 2008, bzw. nach 2010 und der Pandemie) hat in den südosteuropäischen Gesellschaften negative Spuren hinterlassen (siehe Kapitel »Mobilität und Vernetzung«).

Bibliographische Hinweise

Symposium L'Époque Phanariote. 1974. Thessaloniki: Institute for Balkan Studies.

Philliou, Christine. 2011. *Biography of an Empire: Governing Ottomans in an Age of Revolution*. Berkeley: University of California Press.

GABRIELLA SCHUBERT

Wie selten in anderen Teilen Europas trägt auch der in der Vergangenheit ständig wiederkehrende Elitenwechsel in den südosteuropäischen Staaten zur Komplexität und Einzigartigkeit der Region bei, was Aleš Maver am Beispiel Sloweniens deutlich macht.

HARALD HEPPNER

Wenn jährlich Zehntausende junger und meist gut ausgebildeter Menschen aus einem der Länder im Südosten Europas befristet oder auf Dauer abwandern, stehen sie für die Stabilisierung der Gesellschaft in den einzelnen Transitionsstaaten nicht zur Verfügung. Dies ist ein Umstand, der mitbegründet, warum die Integration jener Länder, die in die Europäische Union entweder schon aufgenommen worden oder noch in Warteposition sind, nicht so verläuft wie erwartet. Dieses aktuelle Problem regt zur Frage an, inwieweit das Hervorbringen führender gesellschaftlicher Schichten in den Ländern *Europas südöstlich des Westens* schon in früheren Generationen eine Herausforderung darstellte.

Ein Aspekt, der auffällt, wenn man die Langzeitentwicklung betrachtet, ist das Thema Adel, d. h. jene gesellschaftliche Schicht, die – ungeachtet ihrer immer wieder sich verändernden Binnenstruktur – über Jahrhunderte die Gesellschaft nach innen und außen repräsentiert, aber auch geleitet hat. In *Europa südöstlich des Westens* kann die Mehrheit der heutigen Nationen auf keine eigene Adelsgeschichte zurückgreifen, und sei es bloß zu dem Zweck, um die Entwicklung zur modernen Gesellschaft als Geschichte der Überwindung feudalistischer Strukturen zu begreifen und darzustellen. Dies bedeutet nicht nur, dass ein gravierender Reibebaum für andere soziale Gruppen fehlte, sondern auch, dass es über Jahrhunderte mangels Adels unzureichende Rezeptionsmöglichkeiten *westlicher* Kultur gab (höfische Umgangsformen, Schlösser, Repräsentation, Mäzenatentum). Diese Situation trifft weitgehend für die Slowenen, Slowaken und Rumänen innerhalb des Karpatenbogens und ebenso für die Serben, Bulgaren, Makedonier, Albaner und teilweise auch für die Griechen zu. Letztere konnten in der Hauptstadt des Osmanischen Reiches aus vorosmanischer Zeit zwar ein Kontingent von Adel (*Fanarioten*) bewahren, doch arbeitete jener notgedrungen mit dem muslimischen Regime zusammen und konnte daher keine antipodische Rolle zu den Machthabern spielen. Das Fehlen von Adel in den von den Osmanen

beherrschten Ländern – und dieser Status hielt 400 bis 500 Jahre an! – beruhte auf dem Umstand, dass es entweder von vornherein wenig Adel gab, jener bei der Herrschaftsausweitung der ›Türken‹ umkam, emigrierte oder zum Islam konvertierte (Albaner, Bosniaken). Das Fehlen von Adel in den nicht-osmanischen Ländern beruhte hingegen darauf, dass die wenigen Kleinadeligen gleicher ethnischer Herkunft (Slowenen, Slowaken, Rumänen innerhalb des Karpatenbogens) in den jeweiligen deutschen oder ungarischen Landesadel assimiliert wurden. Diejenigen Länder, wo es einen ethnisch eigenen Adel gab, waren Ungarn, zu dessen Territorialverbund von 1102 bis 1918 auch Kroatien gehörte, sowie die Moldau und Walachei, wo sich aus dem gesellschaftlichen ›Nichts‹ im 14. Jahrhundert eine adelige Schicht gebildet hatte, die bis ins 20. Jahrhundert für die Politik und Kultur des außerkarpatischen Rumäniens maßgeblich blieb. Eine über viele Generationen bestehende Besonderheit adeligen Daseins bestand in Ungarn, wo sich nach dem Beginn der Christianisierung eine numerisch zwar nicht große, aber politisch starke Adelsschicht herausbildete, die trotz aller Veränderungen über die Jahrhunderte ihre Positionen (Großgrundbesitz, politische Mitbestimmung) bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts wenigstens teilweise bewahren konnte. Dies hatte zur Folge, dass diesem ungarischen Adel zwar eine numerisch starke magyarisches, aber ebenso eine numerisch starke slowakische, rumänische und serbische Landbevölkerung gegenüberstand, die über keinen eigenen Adel verfügte. In den slowenisch besiedelten Ländern waren es (außer ganz im Osten des heutigen Sloweniens) kein ungarischer, sondern ein deutscher (Steiermark, Kärnten, Krain) bzw. italienisch-friaulischer Adel (Küstenland). Eine andere Situation bestand auf dem Boden des heutigen Kroatiens: Während sich der kroatische Adel im Hinterland (Kroatien-Slawonien) am ungarischen Adel ausrichtete, kam es an der Küste (Dalmatien, Küstenistrien) zu einer engen Verflechtung mit den Repräsentanten Venedigs, wohin das Terrain vom Hochmittelalter bis 1797 gehörte. Im Osmanischen Reich gab es keinen Adel im klassischen Sinn, sondern eine muslimische Militär- und Beamtenschicht, die vom Sultan immer viel abhängiger

blieb als jeglicher Adel gegenüber einem Dynasten in einem christlich geprägten Land (Ausnahme: Russland). Eine merkwürdige Situation entstand in der Ära der Entfeudalisierung bzw. Nationalisierung: Die ›adelslosen‹ ethnischen Gruppen konnten für diesen komplexen Innovationsprozess auf keine eigenen adeligen Führungskräfte zurückgreifen. In jenen Ländern, in denen es traditionellerweise einen Adel gab (Ungarn, Kroatien, Moldau, Walachei), spaltete sich diese soziale Schicht in einen Flügel, der an der Tradition (und daher auch an ihrer sozio-ökonomischen Verankerung) festhielt, und in einen zweiten Flügel, der für eine *Verwestlichung*, d. h. Modernisierung eintrat.

Eine andere Auffälligkeit betrifft die gesellschaftlichen Mittelschichten, aus denen – je nach Gelegenheit und Erfordernis – Führungskräfte für die Gesellschaft hervorgegangen sind bzw. hervorgehen. Auch hier zeigt sich, dass in *Europa südöstlich des Westens* besondere Rahmenbedingungen bestanden haben und bestehen, die erklären, warum die Entwicklung jenes Raumes spezifisch verlaufen ist.

Zu Mittelschichten zählen Menschen, die – daher der Name – politisch zwischen ›oben‹ und ›unten‹ verankert sind, die zwischen kleinen und großen Räumen geistige oder organisatorische Verbindungen herstellen und die den Kern für städtische Bevölkerungen darstellen. Ihre Wurzeln gehen auf die Periode des Mittelalters zurück, als es fast überall in Europa (die Frage der Nachhaltigkeit des urbanen Erbes aus der Antike möge ausgeklammert bleiben) örtlich nur eine sehr dünne Oberschicht und eine sehr breite Unterschicht gab. Händler und Handwerker, die für den Austausch von Waren nicht nur innerhalb kleiner Räume, sondern auch im großräumigen Transit tätig waren, benötigten Siedlungen und sichere Rechtsverhältnisse, woraus das klassische Stadtrecht erwuchs, das, von den Herrschern vergeben, Geschäftshoheit und Verantwortung sicherstellte. Gleichzeitig diente die autonome Verwaltung der Stadtbürger als ›Trainingslager‹ für das Dasein als Staatsbürger zukünftiger Generationen. Solche Mittelschichten hatten nicht nur eine wirtschaftliche Unternehmerfunktion, sondern gewannen nach und nach auch politische Bedeutung, indem sie fallweise zu Kapitalisten und Investoren wurden, weil sie danach

strebten, in die arrivierten Oberschichten aufzusteigen, um an die Hebel der Macht zu geraten, und weil sie der Bildungskompetenz der Geistlichkeit Konkurrenz boten. Daher stellen die Angehörigen der Mittelschichten das wichtigste Element zugunsten von modernisierendem Wandel dar, denn ohne sie sind – in der Regel – keine nachhaltigen Veränderungen denk- und machbar.

Vergleicht man die Entwicklung im *Südosten* mit jener im *Westen*, wird deutlich, dass nicht nur das Hervorbringen von Adel, sondern auch von Mittelstand (»Bürgertum«) immer wieder Probleme hervorrief. Eine der Ursachen für die unzureichende Herausbildung bürgerlicher Mittelschichten noch im Mittelalter war die – europaweit verglichen – periphere Lage weiter Teile des Südostens: Obwohl es Handelsbeziehungen zwischen *West* und *Ost* gab, führten jene bei weitem nicht zur Gründung von so viel Städten wie im westlichen Europa; je weiter weg von den binneneuropäischen Transitrouten, umso dünner stellte sich das Netz urbaner Siedlungen dar. Ein weiterer Faktor war das Nichtvorhandensein autonomer Stadtrechte auf dem Boden des Byzantinischen und hernach Osmanischen Reiches: städtisch geprägte Orte in jenen Ländern blieben der allgemeinen Landesverwaltung unterworfen und konnten keine eigenen Rechtsräume und hiermit auch keine speziellen Gesellschaftsformen entwickeln. Ein weiterer Faktor war die Diskontinuität der Herrschaftssysteme: Die im Mittelalter entstandene Ordnung wurde mit der Ausbreitung des Osmanischen Reiches im 14. bis 16. Jahrhundert durch eine neue Ordnung abgelöst, wogegen im späten 17. bis frühen 19. Jahrhundert infolge der Schrumpfung der osmanischen Reichsgrenzen wieder eine neue Ordnung zum Zug kam (Habsburgermonarchie, Russland), die sich auf das städtische Wirtschaftsleben ebenso wie auf die Sozialstruktur auswirkte. Und auch die Sezession der aus der »Europäischen Türkei« hervorgehenden Nationalstaaten (Serbien, Griechenland, Montenegro, Bulgarien, Albanien) führte zu einem weiteren Wechsel des Herrschaftssystems, bei dem die jeweilige Nation eine Mittelschicht erst aufzubauen hatte, über die sie bis dahin nicht oder nur in einem unzureichenden Maß verfügte. Die Ober- und Mittel-

schichten hatten im 19. Jahrhundert demzufolge keine solide Tradition und waren daher umso mehr von westlichen Vorbildern abhängig. In einer zwar besseren, aber dennoch nicht grundsätzlich anderen Lage waren diejenigen nationalen Gruppen innerhalb der Habsburgermonarchie und am Rand auch in Russland (Bessarabien), denen es gleichfalls an urbaner Präsenz und Erfahrung mangelte, denn sie starteten in der Zeit der Neuordnung Europas nach 1918 in eine Periode forcierter Industrialisierung und Kapitalisierung, ohne über ausreichende gesellschaftliche Fundamente zu verfügen. Die kurze Zwischenkriegszeit erlaubte es nicht nachzuholen, weshalb das Problem – zuzüglich von den Turbulenzen des Zweiten Weltkrieges verstärkt – zum Zeitpunkt der Einrichtung sozialistischer Regime nicht behoben war: »Der Kampf gegen die Ausbeuter« richtete sich zum wenigsten gegen »Kapitalisten« der eigenen Nation, sondern solche der Minderheiten oder ideologischen Feinde aus den eigenen nationalen Reihen. Die gesellschaftspolitische Praxis der vom Marxismus gesteuerten Regime brachte neue Eliten hervor, die unter dem Namen »Nomenklatura« bekannt geworden sind. Jene deckten die Positionen der Ober- und Mittelschichten ab, doch führte der fehlende politische Handlungsspielraum zwischen diesen beiden sozialen Gruppen zwangsläufig zur sozialen Verkrustung.

Die geschichtliche Entwicklung in *Europa südöstlich des Westens* enthält noch ein drittes Spezifikum, das auf die Elitenbildung Einfluss hatte: das Profil der Geistlichkeit. Ein Aspekt betrifft den Unterschied des organisatorischen Gefüges der West- und der Ostkirchen. Während bis zur Reformation im Westen nur eine – die katholische – Universalkirche bestand, gab es im Osten mehrere orthodoxe Landes- bzw. Staatskirchen (Russland, Moldau, Walachei, Bulgarien, Oströmisches bzw. Osmanisches Reich, Serbien). Dies bedeutete, dass alle kirchlich-religiösen Belange innerhalb der Welt der Orthodoxie zwar synodal, aber räumlich limitiert gesteuert wurden. In der Sphäre des Papsttums hingegen gab es den überstaatlichen Fokus der Kirchenorganisation, weshalb sich über die Jahrhunderte immer wieder die Frage stellte, ob der Papst oder der jeweilige Landesherrscher Macht

über die Bischöfe haben sollte bzw. durfte. Eine Mischvariante gab es innerhalb des Deutschen Reiches, indem bis in die Ära Napoleons eine Reihe von Bistümern bzw. Erzbistümern Kleinstaaten darstellten, die eine gewisse politische Autonomie, aber auch einen beträchtlichen Einfluss auf die Reichspolitik (nicht nur in kirchlich-religiösen Belangen) hatten; auf ostkirchlicher Seite gab es hierfür kein Pendant. Die mittels der Reformation entstandenen neuen theologischen und kirchenpolitischen Ansätze machten sich im Lauf des 16. Jahrhunderts auf dem Boden Ungarns und Siebenbürgens breit (Lutheraner, Calviner), wogegen sie dort, wo es zu einer rigiden Rekatholisierung kam, ihre Position verloren oder in den Untergrund rücken mussten (Südostalpenländer). Die relative Nähe der Amtskirchen zu einer schrittweise immer säkularer werdenden Welt führte dazu, dass der Klerus mit dem komplexen Prozess der Aufklärung, aber auch der Industrialisierung und Kapitalisierung im 18. und 19. Jahrhundert laufend zu tun hatte – ein Umstand, worin sich die Sphäre der Ostkirchen unterscheidet: Dort gab es keine mit dem *Westen* vergleichbare Phase der Aufklärung, und auch die Industrialisierung mit allen Begleiterscheinungen setzte erst mehrere Generationen später ein.

Eine andere Quelle des Unterschiedes für die Elitenbildung auf kirchlichem Sektor betrifft das Profil der Ordenslandschaften. Obwohl es in den westlichen Ländern sehr unterschiedlich strukturierte Mönchs- und Nonnenverbände gab, spielte jener Teil, der sich der ›Welt‹ zuwandte (Schul- und Spitalsorden), eine erhebliche Rolle, wogegen die Klosterwelt der orthodoxen Kirchen von ihrem Ansatz, von der ›Welt‹ zurückgezogen leben und Kontemplation üben zu wollen, nicht abrückte. Die größere Nähe zur Zivilsphäre bedeutete für die Geistlichkeit in den *Westkirchen* jedoch nicht nur, mit den Problemen der zeitgenössischen Gesellschaft laufend befasst zu sein, sondern auch aus den eigenen Reihen Persönlichkeiten hervorzubringen, die in den Bereichen der Medizin, der Naturwissenschaften, der Philosophie, der Gelehrsamkeit im allgemeinen, der Volksbildung usw. einen Beitrag für die allgemeine Entwicklung leisteten – insbesondere bei jenen ethnischen Gruppen, die weder in den Ober- noch in den städti-

schen Mittelschichten stark verankert waren. Das Nicht-Eingebunden-Sein, aber auch Nicht-Eingebunden-Werden-Wollen der orthodoxen Kirchen in die vielen politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Herausforderungen seit dem Spätmittelalter im *Westen* führte im Zeitalter der Moderne zu einer Fülle von Irritationen und Konflikten, deren Nachhall bis zur Gegenwart anhält. Es liegt auf der Hand, dass die starke Anlehnung der orthodoxen Kirchen an den jeweiligen Staat daher nicht zurückging bzw. die Bereitschaft, sich zugunsten der Bevölkerung gegenüber den Machtstrukturen des Staates zu engagieren, nicht zugenommen hat.

Ein viertes Phänomen, das *Europa südöstlich des Westens* in punkto Elitenbildung gleichfalls kennzeichnet, bezieht sich auf das über Handwerk und Handel hinausgehende Unternehmertum. Die Grundlage für Entrepreneurship, das mit Eigeninitiative, technisch-organisatorischer Innovationsbereitschaft, wirtschaftlichem Erfolg, aber auch politischer Mitsprache gekennzeichnet werden kann, ging im Westen auf die Seefahrt bzw. auf die Wirtschaftsbeziehungen zwischen See- und Landmächten zurück. Die ersten und richtungsweisenden industriellen Betriebe entstanden in den Niederlanden und England und fanden von dort ihre weltweite Verbreitung. Sieht man von den Handelsstaaten Venedig und Ragusa (Dubrovnik) ab, die im östlichen Mittelmeer bis ins 16. Jahrhundert wirtschaftlich prosperierten, gab es in keinem Land *Europas südöstlich des Westens* auch nur Ansätze zu ähnlichen Verhältnissen, wie sie in Westeuropa entwickelt worden sind. Da sich an dieser Situation bis zum 19. Jahrhundert nichts änderte, fehlte es den »neueuropäischen« Staaten nicht nur an personeller und organisatorischer Infrastruktur, sondern auch an Kapital, das zwingend erforderlich war, um Produktionsstätten zu errichten, Militär und Bürokratie zu bezahlen, Bildungssysteme aufzubauen etc. Daraus folgt, dass das Auslandskapital seit damals eine anhaltende finanzielle Abhängigkeit schuf, die, summarisch genommen, bis zur Gegenwart erhalten geblieben ist. Daraus folgt: In denjenigen Staaten, die sich derzeit in einem Transitionsstatus befinden, gab es in früheren Generationen entweder nicht genug Eliten oder

jene wurden aus politischen Gründen immer wieder ausgewechselt oder, wenn vorhanden, warten nun nicht ab, bis ihre Herkunftsländer für sie annehmbare Lebensbedingungen bieten, sondern ziehen es vor, abzuwandern.

Bibliographischer Hinweis

Heppner, Harald. 1995. »Zur Modernisierung der Gesellschaft in Südosteuropa«, *Études balkaniques* 1, 56–72.

MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK

Ich weiß nicht, ob von Belang: der slowenische Adel würde heute teilweise sogar zurückkehren wollen, bekommt aber das, was man ihm weggenommen hat, nicht zurück. Sie werden als Sympathisanten der Okkupatoren hingestellt, selbst wenn sie selbst im Widerstand gegen die Deutschen wirkten oder gar kämpften. Nicht einmal die Karađorđevići werden in Slowenien diesbezüglich normal behandelt. Nach Serbien sind sie zurückgekehrt und haben teilweise etwas zurückbekommen, in Slowenien nichts mit dem Argument, sie hätten zur Zeit der Enteignung die slowenische bzw. jugoslawische Staatsangehörigkeit nicht gehabt – obwohl sie jene des Königreichs besaßen, denn sonst wären sie im Zuge der Agrarreform von 1919 bereits ganz enteignet gewesen. So erfuhren sie derartige Eingriffe nur teilweise, wobei sie aus den enteigneten Wäldern z. B. immer noch kostenlos Brennholz für den Eigenbedarf beziehen durften.

KONRAD CLEWING

Aleš Maver hat in seinem mündlichen und dem schriftlichen Beitrag sehr eindrucksvoll die drei Elitenwechsel dargestellt, die sich im slo-

wenischen Bereich im 20. Jahrhundert vollzogen haben. Oder sollte man sagen, die nur zweieinhalb Wechsel, da Maver doch überzeugend darlegt, wie nach der letzten Systemwende und der souveränen Staatswerdung Sloweniens (1989–1991) der theoretisch denkbar gewesene tiefe Schnitt bewusst vermieden wurde? Soweit ich sehe, sind sehr viele von Mavers Ergebnissen und Erkenntnissen auf weite Teile des Südostens übertragbar. Das gilt zunächst für so gut wie all jene, in denen ab 1944/45 zunächst die kommunistisch-sozialistische Transformation stattgefunden hat und viereinhalb Jahrzehnte später die zweite Transformation weg vom Sozialismus. Der erste »nachimperiale« Wandel mit dem Ende der beiden südosteuropäischen Imperien (Habsburgermonarchie und Osmanisches Reich) betraf innerhalb des 20. Jahrhunderts ebenfalls erhebliche Gebiete, angefangen mit den 1912/13 vom Osmanischen Reich auf die da schon vorhandenen Balkanstaaten (Albanien also ausgenommen) übergegangenen Teile, und 1918/19 vor allem das jenseits von Trianon-Ungarn gelegene »altungarische« sowie die relativ kleinen bis dahin »cisleithanisch-österreichischen« Territorien. Ob allerdings wie von Maver postuliert die von ihm beobachtete Dreierfolge von Elitenwechseln wirklich in weiten Teilen auch auf Österreich und Deutschland übertragbar wäre, scheint mir fraglich.

In meinem Kommentar möchte ich abgesehen davon vor allem auch die schon in älteren Zeiten hervortretende relative Frequenz von Elitenwechseln hervorheben. Allerdings betreffen meine nachstehenden Beispiele wieder jeweils wieder nur Teile des *Europas südöstlich des Westens*. Zum einen meine ich die gravierenden Folgen der osmanischen Eroberungen auf diesem Feld. Zumindest in den am Ende unter direkte osmanische Herrschaft gelangten Gebieten wurde damit alles, was zuvor voll oder teilweise entfaltet an feudaler ständischer Ordnung existiert hatte, beseitigt (wenngleich eine anderweitige Art von Adel wenigstens in den mehrheitlich muslimisch werdenden Teilen aufkam, bisweilen in Teilkontinuität zu dem vorherigen christlichen Adelsmilieu). Das bedeutete nicht nur eine neue tiefe strukturelle Verschiedenheit zum ständischen westlichen und mitteleuropäischen

Abendland, sondern trennte die betroffenen Gebiete auch in den elitären Kommunikationsbeziehungen weitgehend vom übrigen Europa ab. Zu diesem Bild gehört auch, dass die (freilich sehr wenigen) mittelalterlich-universitären Einrichtungen aus der Zeit davor (ich denke an die 1367 vom ungarischen König gegründete Universität Pécs) unter der osmanischen Herrschaft eingegangen sind. Erst im 17. Jahrhundert kam noch weiter im Norden, in der heutigen Slowakei, mit der Jesuitenuniversität Trnava/Tyrnau wieder eine Universität in die Region bzw. ins historische Ungarn. Da auch die venezianischen und die österreichischen Randgebiete der Region universitätslos waren, brachte auf diesem Feld der Elitenbildung erst das 19. Jahrhundert rund um die neuartigen Nationalstaatsbildungen eine schrittweise (R-)Evolution und einen eigenen gewichtigen Teil eines umfassenderen Elitenwechsels im Rahmen der gesellschaftlichen Transformation hin zur europäischen Moderne zustande.

Zum anderen will ich, dabei weiterhin im Rahmen des 19. Jahrhunderts, auf den da schon beginnenden, genuin revolutionären Elitenwechsel verweisen, der in den sich kriegerisch vom Osmanischen Reich lösenden Gebieten deutlich früher und radikaler vonstattenging als dann nach 1918 weiter im Norden. In diesen frühen Fällen ging der Elitenwechsel so heftig wie nur denkbar voran, nämlich durch Tötung oder gewaltsame Verdrängung der durch den Islam mit der osmanischen Herrschaft verknüpften nichtchristlichen Eliten dieser Gebiete. Ob man wirklich für die Zeit davor von »akephalen«, also nicht schichtweise strukturierten Bauern-, Hirten- und Stammesgesellschaften sprechen sollte (Sundhausen ²2016, 291), etwa für die Serben, erscheint mir angesichts der vorherigen Existenz dieser Elitenschicht durchaus fraglich – ungeachtet dessen, dass diese alten Eliten eben religiös oder auch sprachlich kulturell von der Mehrzahl ihrer bäuerlichen Umgebung unterschieden waren.

In der Gesamtsumme stellt für mich die (relative) Regelmäßigkeit und die Tiefe der Elitenwechsel ein Element dar, das das südöstliche Europa in seinem historischen Verlauf stärker geprägt hat als die weiter im Westen gelegenen Teile unseres Kontinents.

Bibliographischer Hinweis

Sundhaussen, Holm. ²2016. »Elite(n)«. In Holm Sundhaussen und Konrad Clewing (Hrsg.). *Lexikon zur Geschichte Südosteuropas*. 291–295. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.

Das kulturelle Erbe: Lasten und Chancen

EVA KOWALSKA

Die *europäische* Dimension des Kulturerbes versus dessen nationale oder sozialistische Vereinnahmung

Zusammenfassung: Das kulturelle Erbe stellt einen der Identifikationsfaktoren für die jeweiligen Gesellschaften dar und ist gleichzeitig ein Feld für Auseinandersetzungen mit den damit einhergehenden symbolischen Bedeutungen. Zwar suggeriert die Semantik des Begriffs *Erbe* Geschlossenheit und Verbundenheit mit der Vergangenheit, doch wird es im Gegenteil ständig neu interpretiert und neu konstruiert bzw. als neue soziale Bedeutungen formierend verstanden. Für die Historiografie bilden gerade Konstruktion und Neuinterpretation die interessantesten Felder, wo sich Beziehungen zu Ideologien und zum Wertesystem offenbaren.

Im Beitrag wird analysiert, wie die Erinnerungspolitiken des Nationalismus und Sozialismus das kulturelle Erbe zu einem wichtigen sozialen Kapital machten. Selbst wenn sich die politischen Regime verändert haben oder zusammengebrochen sind, bleiben ideologisch motivierte Einstellungen zum kulturellen Erbe auch unter veränderten Bedingungen diskursiv präsent. So wurden z. B. während des Bestehens sozialistischer Regime, die sich durch marxistische Terminologie zum Internationalismus bekannten, in der realen Politik oft nationalistisch begründete Verhaltensmuster angewandt. Als Beispiele werden hier die Spuren des Antisemitismus oder die Wahrnehmung der Städtegeschichte analysiert.

Schlüsselwörter: Kulturerbe, Erinnerungspolitik, Nationalismus, Sozialismus, Ungarn, Slowakei

The *European* dimension of cultural heritage versus its national or socialist appropriation

Abstract: Cultural heritage represents one of the identification factors of respective societies and is at the same time a field for dealing with the associated symbolic meanings thereof. Although the semantics of the term *heritage* suggest unity and connection with the past, it is, on the contrary, constantly being reinterpreted and reconstructed or understood as forming new social meanings. For historiography, construction and reinterpretation are the most interesting fields in which relationships to ideology and the value system are revealed.

The present article analyzes how the politics of remembrance of nationalism and socialism turn cultural heritage into important social capital. Even when political re-

gimes have changed or collapsed, ideologically motivated attitudes towards cultural heritage have remained discursively present even under changed conditions. Thus, e. g. during the existence of socialist regimes that professed internationalism through Marxist terminology, behavior patterns based on nationalism were often applied in real politics. The traces of anti-Semitism or the perception of the urban history are analyzed here as examples.

Key words: Cultural heritage, Politics of remembrance, Nationalism, Socialism, Hungary, Slovakia

In Bezug auf ihre Vergangenheit tun die Gesellschaften ihre Einstellung zu dem kund, »was sie sind und wohin sie gehen«. Versteht man unter kulturellem Erbe sowohl materielle als auch immaterielle Artefakte oder Phänomene, die als Ergebnis der schöpferischen Arbeit früherer Generationen definiert werden, wird es im Sinne eines geschlossenen oder sogar kanonisierten Komplexes aufgefasst, dessen wesentliche Merkmale jedoch gerade seine Kontinuität, Prozesshaftigkeit, ständige Neubewertung und Auswahl bilden (Kačirek 2016, 5f).¹ Zwar suggeriert die Semantik des Begriffs *Erbe* Geschlossenheit und Verbundenheit mit der Vergangenheit (Purchla 2017, 23–25), doch wird kulturelles Erbe ständig neu interpretiert und neu konstruiert bzw. als neue soziale Bedeutungen formierend verstanden. Für die Historiografie bilden gerade Konstruktion und Neuinterpretation die interessantesten Felder, wo sich Beziehungen zu Ideologien und zum Wertesystem offenbaren. Dieses bestimmt, was auf individueller und gesellschaftlicher Ebene wichtig für die Erinnerung sei. Elemente des kulturellen Erbes werden Teil des kulturellen Gedächtnisses, um wieder zu verschwinden, darin Spuren zu hinterlassen und seine ursprüngliche Botschaft umzuschreiben, wodurch sie in die Prozesse des Kulturtransfers fest integriert werden (Štefanová 2014, 11–32).

1 Die Forschung zu dieser Studie ermöglichte finanzielle Unterstützung auf Grund des APVV-Projektes 19-0524: Chronology of the History of Libraries from the Beginning to 2020 (*Chronologia historiarum bibliothecarum ab initio usque ad annum 2020*).

Die Vergangenheit von *Europa südöstlich des Westens* ist vielfältig, aber die Erinnerungen sind reduktiv und an einzelne Generationen gebunden und werden oft absichtlich ›moderiert‹ (was als ›Arbeit am Gedächtnis‹ bezeichnet werden kann), und dies führt zur Überschneidung der historischen Erinnerungen. Streitbare Perspektiven auf Phänomene, die sich auf einzelne Kollektive beziehen, die am selben Ort und zur selben Zeit leben, sind dabei keine Seltenheit.² Individuelle Narrative fördern dann die (Selbst-)Identifikation des Einzelnen mit seiner (ethnischen, religiösen/konfessionellen usw.) Gruppe, unabhängig davon, ob den verschiedenen Bestandteilen der Vergangenheit unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben wurden oder werden. Die Narrative selbst werden moderiert – durch die Geschichtsschreibung, das Bildungssystem, die Medien, Formen der Sozialisation usw. Gleichzeitig kommen in diesem Prozess absichtlich Ausgrenzung, Abgrenzung, Vergessen oder Missachten zum Tragen. Indem Erinnerungspolitik weitgehend vom Staat reguliert werden, hat man es nicht selten sowohl mit selektiven Zugängen als auch mit manipulativen Praktiken zu tun, die das kulturelle Erbe zu einem wichtigen sozialen Kapital machen, das auch mit Blick auf die Zukunft anwendbar ist (Bakoš 2004, 147f).

Das Konzept eines universellen kulturellen Erbes, das über die Nationalstaaten hinausgeht, setzte sich je nach den jeweiligen Bedingungen der Gestaltung der Erinnerungspolitik auf unterschiedliche Art und Weise durch. Wenn wir also in Bezug auf das kulturelle Erbe vom »Zeitalter« des Nationalismus und des Sozialismus sprechen wollen, stellt sich die Frage, ob diese Begriffe als Bezeichnungen für (zwei) aufeinanderfolgende Epochen zu verstehen sind, oder ob es nicht vielmehr um die Dominanz des einen oder des anderen ideologischen Konzepts in Bezug auf die Wahrnehmung des Phänomens *kulturelles Erbe* geht. Es könnte sich nämlich herausstellen, dass vie-

2 Ein Beispiel für die schrittweise Aneignung des »Erbes von Enterbten« ist Wrocław/Breslau, das nach 1945 systematisch wiederhergestellt und in das kollektive Gedächtnis und die Identität der Polen eingewoben wurde (Purchla 2017, 24).

le Elemente dieser Konzepte zusammen mit dem/den sozialen System(en) nicht verschwinden, die mit den oben genannten Begriffen charakterisiert werden, sondern durch generative Weiterleitung als Teil des historischen Bewusstseins fortbestehen bleiben. Regime, die sich über die Ideologie des Nationalismus oder des Sozialismus definieren und den Blick auf das ererbte oder geschaffene kulturelle Erbe entsprechend ihrer Sicht auf die Vergangenheit prägen, können sich der Erinnerung »bemächtigen« und ihre Form entsprechend den politischen Erfordernissen des Augenblicks prägen (ebd., 160–165). Selbst wenn sich die politischen Regime verändert haben oder buchstäblich zusammengebrochen sind, bleiben ideologisch motivierte (oder besser: begründete) Einstellungen zur Vergangenheit bzw. zum kulturellen Erbe auch unter veränderten Bedingungen diskursiv präsent. Während des Bestehens sozialistischer Regime, die sich nach außen hin durch eine entsprechend gewählte (marxistische) Terminologie zum Internationalismus bekennen, sind in der Realpolitik oft nationalistisch begründete Verhaltensmuster angewandt worden: So wurde der Antisemitismus während des innenpolitischen Kampfes in der Tschechoslowakei in den 1950er Jahren Teil des politischen Vokabulars und der politischen Praxis, mit tragischen Folgen. Obwohl der Nationalismus in Form des geschmähten »bürgerlichen Nationalismus« zu einem negativen Wert umgedeutet wurde, waren es Elemente des Reduktionismus, der Wahrnehmung der Realität (oder der Vergangenheit) aus einer eng gefassten nationalen Perspektive, die sich in der damaligen Erinnerungspolitik manifestierten.

Ein anschauliches Beispiel für das beabsichtigte und unbeabsichtigte Eindringen der Perspektive des Nationalismus in die Wahrnehmung der Vergangenheit und des überlieferten kulturellen Erbes bietet die Interpretation der Geschichte des städtischen Raumes bzw. der Städte, von denen es im vormodernen Ungarn relativ viele gab. 1878 zählte man in ganz Ungarn, (einschließlich Siebenbürgen und Kroatien) allein 84 königliche Freistädte, die aber dennoch keinen entscheidenden Anteil an der Bevölkerung ausmachten: Ungarn war eindeutig ländlich (landwirtschaftlich) geprägt, und auch die Städte

bzw. ihre Bewohner waren eng mit dem ländlichen Umland und der Lebensweise verbunden. Im Gegensatz zu ihrem Hinterland waren sie in der Regel multiethnisch und multikonfessionell geprägt – es handelte sich um konfessionell, sprachlich und sozial diversifizierte Räume, oft in den städtischen Strukturen markiert.³ Gerade diese Diversität, diese Vielfalt, war für die meisten Städte typisch und kann als wichtiges Symptom eines gemeinsamen kulturellen Erbes bezeichnet werden: Sie ermöglicht, wie in der Vergangenheit, auch heute eine Vielfalt von Ansätzen.

Der analytische Blick der renommierten Forscherin auf dem Gebiet der Gedächtnisbildung in der Slowakei, Elena Mannová, zeigt jedoch, dass mit der Vielfalt der sozialen Wirklichkeit und der Traditionen selektiv umgegangen wurde und wird. Der städtische Raum von Bratislava/Preßburg/Pozsony/Prešporok ist für die Rivalität einzelner nationaler Narrative zu einer Arena geworden (Mannová 2007, 203–217). Seit dem 19. Jahrhundert wurden die Benennung und Umbenennung von Straßen zu Manifestationen dieses Kampfes um Symbole. Für das ungarisch-magyarische ›Pantheon‹ wuchs Konkurrenz in Gestalt von (oft in der jeweiligen Stadt geborenen) historischen Figuren mit einer häufig als deutsch wahrgenommenen bürgerlichen Identität. So setzten sich bei der 1879 behördlich angeordneten, groß angelegten Benennung und Umbenennung der öffentlichen Plätze Bratislavas die Namen von Persönlichkeiten durch, die direkt mit der Stadt verbunden waren, was als bewusste Manifestation des (deutsch artikulierten), der Loyalität gegenüber den politisch dominierenden Ungarn übergeordneten Lokalpatriotismus bezeichnet werden kann. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kamen jedoch die Namen von Persönlichkeiten zum Tragen, die über den lokalen Horizont hinausgingen und auf ihre nationale (gesamtungarische) Bedeutung verwiesen (Mannová 2019, 262–267). So ›betraten‹ den öffentlichen Raum

3 Durch das entsprechende Gesetz von 1681 wurden die protestantischen Kirchengebäude außerhalb der Stadtmauern verdrängt, wo in der Folge komplexe (was die Infrastruktur wie Kirchen, Schulen, Friedhöfe betrifft) und relativ kompakte Siedlungen entstand (z. B. in Bratislava).

bspw. István Bocskay, der die Stadt in Wirklichkeit bedroht und belagert hatte, der kroatische Ban Nicola/Miklós Šubić Zrinyi, Ferenc II. Rákóczi und sein General Miklós Bercsényi, die die Stadtmauern wohl nie passiert hatten. Auf ähnliche Art und Weise wurde auch umgekehrt vorgegangen, indem verschiedene Denkmäler zu verschiedenen Zeiten am selben Ort aufgestellt wurden.⁴

Diese Vorgehensweise wiederholte sich später in der Form der Ablehnung des Gedenkens an Persönlichkeiten aus der Vergangenheit, die nicht in das Bild der Stadt als einem Raum passten, in dem die Wurzeln der slowakischen nationalen Agitation zu finden sind. Durch eine zentral und institutionell festgelegte Politik der Benennung öffentlicher Räume und der Errichtung von Denkmälern wurde auch das Bild der Stadt als Teil der tschechoslowakischen Nation (oder vielmehr als Bühne für deren Entwicklung) gefestigt. Obwohl die Stadt nach 1918 eine große Entwicklung erlebte und rasch neue Straßen hinzukamen, war für die Vertreter früherer Dynastien kein Platz mehr, nicht nur auf Straßenschildern, sondern auch im öffentlichen Raum (ein trauriges Beispiel ist das Schicksal des 1920 zerstörten Maria-Theresien-Denkmal). Dementsprechend verschwand die jahrhundertealte Tradition der Krönung ungarischer Könige und Königinnen für lange Zeit aus dem lokalen Gedächtnis und aus der öffentlichen Wahrnehmung. Dies hatte nicht nur mit der tschechoslowakisch oder slowakisch motivierten Erinnerungspolitik zu tun, sondern auch mit einem Wandel in der Wahrnehmung und Interpretation der Geschichte selbst: Insbesondere die marxistische Methodik stützte sich auf die Interpretation der Vergangenheit als Schauplatz des Klassenkampfes, und aus dem historischen Diskurs verschwanden der Adel, die Dynastien und das Bürgertum als Träger der Modernisierung. Die nationalistische Aufladung der Geschichte, die immer nur in Bezug auf das tatsächliche, durch Staatsgrenzen definierte und abgeschlossene Territorium untersucht wurde, ist jedoch nicht verschwunden. (Dieser Ansatz ist auch heute

4 Vgl. am Beispiel von Wien Reinhold 2007, 77–99.

noch zu beobachten, und nicht nur im Fall der slowakischen Geschichtsschreibung).

Angesichts sowohl des offiziell deklarierten Tschechoslowakismus als auch des versteckten slowakischen Nationalismus, der während der gesamten Existenz der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit gepflegt wurde, wurde die Suche nach und die Anerkennung des kulturellen Erbes der Vergangenheit sehr selektiv gehandhabt. Nicht anders war es ebenfalls zur Zeit des »Realsozialismus«: Was die multiethnischen und multikonfessionellen Städte angeht, hat die Geschichtsschreibung dieses grundlegende Erkennungsmerkmal der Entwicklung der ungarischen und in diesem Rahmen auch der »slowakischen« Städte und ihrer allgemeinen kulturstiftenden Bedeutung lange Zeit übergangen. In der Nachkriegszeit, vor allem nach der kommunistischen Machtübernahme von 1948, wurde die Suche nach den slowakischen Wurzeln um ein weiteres Phänomen erweitert: Einige Aspekte der Vergangenheit wurden einfach weggelassen, und so fielen Hinweise auf den deutschen Charakter vieler Städte lange Zeit aus den historischen Interpretationen heraus. Auch das Aufkommen des ungarisch-magyarischen Patriotismus wurde nicht als Begleiterscheinung komplexer gesellschaftlicher Veränderungen interpretiert, sondern allein als Ausdruck der »Magyarisierung«. Die Einbeziehung dieser vergessenen und übergangenen Aspekte der Vergangenheit und ihre Präsentation als Teil des kulturellen Erbes geschah in verschiedenen Formen, deren Wirksamkeit nicht nur von der Eindrücklichkeit der Präsentation (Kurincová, Mannová 2017, 93–118), sondern auch oder gerade vom Charakter der gesellschaftlichen Prozesse abhing.

Die Reflexion über die Geschichte und Gegenwart der jüdischen Bevölkerung ist aus dem historischen Narrativ völlig verschwunden, was sich lange Zeit mit dem zumindest gleichgültigen Zutritt zu den jüdischen Denkmälern und allgemein Kulturgütern manifestiert hat. Diese Auslassung war jedoch nur ein Pendant zum Fortbestehen des antisemitischen Narrativs, auch wenn es nicht mehr explizit im Kontext der Rassentheorie artikuliert wurde, wie dies in der offiziellen Ideologie der Slowakischen Republik zu Kriegszeiten der Fall war.

Die antisemitische Haltung wurde nicht klar artikuliert, vielmehr hinter dem Etikett des Zionismus versteckt und stillschweigend akzeptiert, ›verbessert‹ oder retuschiert, meist mit dem Verweis auf die (natürlich schlechten) sozialen Bedingungen der »einheimischen« (ergo slowakischen) Bevölkerung, die unter der Ausbeutung durch die jüdischen Eliten gelitten habe, die daran schuld gewesen seien. Die offizielle marxistische Geschichtsschreibung war vom Narrativ des Internationalismus beherrscht, aber verschiedene nationale/ethnische Gemeinschaften wurden nur sehr selektiv in dieses Narrativ einbezogen. Schon die ›Verdrängung‹ impliziert ein (ideologisch gefärbtes) Werturteil und verweist auf die reduzierte Bedeutung, die auch den vermittelten kulturellen Werten beigemessen wurde. Auf der anderen Seite ermöglichte die ›Verdrängung‹ auch eine massive Anpassung bzw. die Aufnahme von Persönlichkeiten mit ursprünglich unerwünschten Identitäten in das nationale Kollektiv und in die nationale Geschichte mit sich: Im Fall mehrerer bedeutender zentraleuropäischer Persönlichkeiten der Kulturgeschichte jüdischer, ungarischer oder anderer, aber unerwünschter Herkunft gingen ihre ursprünglichen konfessionellen, sprachlichen und ethnischen Charakteristika verloren (wurden verdeckt), damit ihnen die gewünschte (nationalstaatliche) Identität zugeschrieben und sie zu Repräsentanten der slowakischen Kunst oder Bildung werden konnten.

Andererseits waren die oben genannten Tendenzen nur Randerscheinungen im Vergleich zur langen Vernachlässigung des slowakischen Anteils am Holocaust und dessen Begleiterscheinungen (Arisierung), was auch heute noch ein schwieriges und nicht ausreichend behandeltes Thema darstellt – wohlgemerkt nicht so sehr in Bezug auf offizielle Stellungnahmen oder die Geschichtsschreibung (Hlavinka, Schvarc 2020, 34–63), sondern in Bezug auf die öffentliche Meinung, für die es sich um ein relativ ›neues‹, ›vergessenes‹, aber vor allem kritisch noch nicht reflektiertes Thema handelt. Paradoxerweise hat diese historische Missachtung dazu beigetragen, einige künstlerisch wertvolle und äußerst wichtige jüdische Denkmäler zu erhalten: So wurden beispielsweise vor einigen Jahren über 500 vergessene Grab-

steine aus der frühen Neuzeit an einem abgelegenen Ort des jüdischen Friedhofs in Bratislava wiederentdeckt, was für großes Aufsehen sorgte.⁵ Der Grund für ihre Erhaltung war zunächst das aktive Bemühen der während des Zweiten Weltkrieges dezimierten jüdischen Gemeinde, wichtige historische Denkmäler an einem relativ sicheren Ort zu bewahren, wogegen später das Ignorieren all dessen eine Rolle spielte, was eindeutig auf den jüdischen Kontext der Geschichte der Slowakei hinweisen könnte. Andererseits fielen jedoch bedeutende Baudenkmäler dieser Missachtung zum Opfer, die aus der Sicht des kommunistischen Regimes ihre Existenzberechtigung verloren hatten (Hradská 2008, 130–134), ebenso wie ungepflegte Grabstätten in Ortschaften, aus denen die jüdische Bevölkerung deportiert worden war, oder weil von den Überlebenden kaum jemand an den ursprünglichen Wohnort zurückkehrte. Die Notwendigkeit der Rettung solcher Denkmäler tritt erst in der heutigen Zeit in den Vordergrund, und selbst dann stößt sie manchmal auf Widerstand oder Feindseligkeit.

Eine unreife Einstellung zur eigenen Geschichte, die im Falle der slowakischen Gesellschaft durch zahlreiche Brüche im Laufe des 20. Jahrhunderts verursacht bzw. geprägt wurde, die unterschiedliche Wahrnehmungsperspektiven zur Folge hatten und/oder veränderte Interpretationen erforderten, spiegelt sich unweigerlich in der Einstellung vieler früherer wie auch der heutigen Generationen zum kulturellen Erbe wider, das sich im Denkmalbestand materialisiert. Ein Großteil des materiellen Kulturerbes, das die Eliten repräsentierte (Burgen, Schlösser, Kuriositäten, antike Gebäude, historische Bibliotheken usw.), litt unter Brüchen in der Kontinuität der Eigentümer und Eigentumsverhältnisse. Besonders negativ wirkte sich die Entfremdung der Zeitgenossen von den Artefakten aus, an deren Entstehung, Bau oder Nutzung sie nicht beteiligt waren und keinerlei Tradition einer ›Beteiligung‹ an solchen Prozessen kannten. Die Tendenz, komplexe Geschichtsprozesse

5 Siehe <https://bennemeloeredet.hu/2021/04/25/sensation-300-jewish-tombstones-were-found-in-the-bratislava-bushes/>. Zur Genese und dem Entdeckungsprozess vgl. Polakovič, Stern 2023, 12–18.

aus der verengenden Perspektive der eigenen Identität zu betrachten, führt unweigerlich zu Reduktionismus: Unpassende Narrative werden aus der Erinnerung ausgeklammert, und Objekte, die die Anwesenheit der ›Anderen‹ dokumentieren, aus den musealen Präsentationen ausgeschlossen; die ›Anderen‹ werden mit Hilfe sprachlicher Regeln zumindest in den Beschreibungen der ausgestellten Objekte zu den ›Unseren‹ erklärt – hier sei auf die Slowakisierung der Familiennamen historischer Persönlichkeiten hingewiesen (Kováč 2010, 135–137; Chrenková 2005, 81–86); verschiedene Namen ein und desselben Ortes werden verschleiert, nur um vergangene oder gegenwärtige Grenzen zu negieren (obwohl dieses Phänomen keine slowakische Besonderheit ist und sich z. B. auch in mehreren ungarischen Museumspräsentationen beobachten lässt). All dies soll darauf hindeuten, dass die Sprache als nationales Symbol über die nicht-nationale Vergangenheit zu dominieren hat (oder diese vielleicht sogar umschreibt).

Allerdings sollte man sich von der Illusion verabschieden, dass Geschichte auf der Ebene des Schulunterrichts, der Bildung (beispielsweise in Form von Museen, Ausstellungen, Vorträgen) oder in ihrer akademischen Form der wichtigste prägende Faktor des Geschichtsbewusstseins der Gesellschaft ist. Dieser komplexe Prozess wird viel stärker von Traditionen, historischen Stereotypen, familiärer, religiöser oder schulischer Erziehung, gezielter politischer Propaganda sowie persönlichen Erfahrungen und Wertvorstellungen beeinflusst (Kamenec 2009, 189). Aber auch die Kunst und der Informationsaustausch werden dank des immer stärker werdenden Einflusses der Sozialen Medien zu einer manchmal geradezu dominanten Komponente bei der Bildung eines (wenn auch manchmal in seiner tatsächlichen Gültigkeit sehr kurzlebigen) Geschichtsbewusstseins.

Nichtsdestotrotz dürfen die Bemühungen, komplizierte Prozesse ernsthaft zu interpretieren und darzustellen und damit selbstbewusst ein kulturelles Erbe zu beanspruchen, das aus einer vielschichtigen Vergangenheit stammt, kaum als vergeblich betrachtet werden: In diesem Zusammenhang kann ich auf meine eigenen Erfahrungen mit der ›Heimkehr‹ mehrerer Mitglieder der aristokratischen lutherisch-

evangelischen Familie Zay nach Bučany/Bucsány verweisen. Im 19. Jahrhundert waren sie in diesem rein katholischen Dorf ansässig gewesen und hatten wesentlich zu dessen Entwicklung (Landwirtschaft, Zuckerfabrik, Sozial- und Gesundheitsfürsorge für die Einwohner/Angestellten usw.) beigetragen. Obwohl ihr pompöses Herrenhaus seit einiger Zeit eine Ruine ist und ihre Gräber auf dem örtlichen Friedhof auch nicht besser aussehen, habe ich in Zusammenarbeit mit der Gemeindeverwaltung und mit Hilfe mehrerer Fachleute und Geschichtsinteressierter eine archäologische Untersuchung und Sanierung ihrer Grabstätte in die Wege geleitet, die in der Gemeinde auf ein überwältigend positives Echo gestoßen ist. Verständlicherweise entdeckten die Bewohner erst infolge mehrerer öffentlichen Vorträge und der Beteiligung von Freiwilligen an der Erforschung und Rekonstruktion des Grabes die interessante und vielfältige Geschichte ihres Dorfes. Es wurde bei ihnen Interesse geweckt, diesen Teil ihres kulturellen Erbes (wieder) zu entdecken und kennen zu lernen. Der verschönerte Teil des Friedhofs wurde schließlich zu einer lokalen Attraktion und zu einem Symbol der gemeinsamen katholisch-evangelischen, aristokratisch-plebejischen und ungarisch-deutsch-slowakischen Geschichte. Ähnlich erfolgreich waren grenzüberschreitende Projekte, die den Schwerpunkt auf die Restaurierung von Denkmälern legen, um Raum für lokal und regional verankerte kulturelle Aktivitäten zu schaffen – einen Raum für die Verknüpfung des Bewusstseins für kulturelle Werte mit deren aktiver Erhaltung und Entwicklung.⁶

Bibliographische Hinweise

Bakoš, Ján. 2004. *Intelektuál & pamiatka* [Intellektuelle und Denkmäler]. Bratislava: Kalligram.

6 Repräsentative Beispiele bieten Projekte im Rahmen der Interreg-Projekte an. Repräsentativ z. B. erfolgreiche Projekte der Sanierung von historischen Denkmälern in Červený Kláštor, Dolný Kubín u. a. in Zusammenarbeit mit Polen.

Chrenková, Edita. 2005. »Lexikóny takmer neznámych osobností« [Lexikone beinahe unbekannter Persönlichkeiten]. In Atilla Simon (Hrsg.). *Mýty a predsudky v dejinách. Historická konferencia 7. decembra 2004* [Mythen und Vorurteile in der Geschichte. Eine historische Konferenz vom 7. Dezember 2004]. 81–86. Šamorín – Dunajská Streda: Fórum inštitút pre výskum menšín.

Hlavinka, Ján und Michal Schvarc. 2020. »Report of the Deutsche Partei Economic Office on the Aryanization of enterprises in Slovakia (1942)«. *Judaica et holocaustica*, 1, 34–63.

Hradská, Katarína. 2008. *Židovská Bratislava* [Das jüdische Bratislava]. Bratislava: Marenčin PT.

Kačirek, Ľuboš. 2016. *Kultúrne dedičstvo Slovenska* [Das kulturelle Erbe der Slowakei]. Bratislava: Muzeológia a kultúrne dedičstvo.

Kamenec, Ivan. 2009. *Spoločnosť, politika, historiografia. Pokryvené (?) zrkadlo dejín slovenskej spoločnosti v dvadsiatom storočí* [Gesellschaft, Politik, Historiografie. Ein schiefes (?) Spiegelbild der Geschichte der slowakischen Gesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert]. Bratislava: Historický ústav SAV.

Kováč, Dušan. 2010. »Problém písania mien historických osobností z obdobia uhorských dejín« [Zum Problem der Schreibweise von den Namen historischer Persönlichkeit aus der Zeit der ungarländischen Geschichte]. *Historický časopis* 58, 135–137.

Kurincová, Elena und Elena Mannová. 2017. »Die Musealisierung der Geschichte Bratislavas als einer multiethnischen Stadt. Konzeption und Wirklichkeit«. In Dušan Kováč, Miloš Řezník und Martin Schulze Wessel (Hrsg.). *Erinnern – Ausstellen – Speichern: Deutsch-tschechische und deutsch-slowakische Beziehungsgeschichte im Museum*. 93–118. Essen: Klartext.

Mannová, Elena. 2007. »Von Maria Theresia zum Schönen Náci. Kollektive Gedächtnisse und Denkmalkultur in Bratislava«. In Rudolf Jaworski und Peter Stachel (Hrsg.). *Die Besetzung des öffentlichen Raumes: Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich*. 203–217. Berlin: Frank & Timme GmbH.

Mannová, Elena. 2019. *Minulosť ako supermarket? Spôsoby reprezentácie a aktualizácie dejín Slovenska* [Die Vergangenheit als Supermarkt? Die Formen von Repräsentation und Aktualisierung der Geschichte der Slowakei]. Bratislava: Veda.

Polakovič, Dušan und Tomáš Stern. 2023. »Náhrobky na židovskom cintoríne v Bratislave« [Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in Bratislava]. *Pamiatky a múzeá. Revue pre kultúrne dedičstvo* 72, No.1, 12–18.

Purchla, Jacek. 2017. *Budúcnosť minulosti. Kultúrne dedičstvo strednej Európy dnes* [Die Zukunft der Vergangenheit. Das kulturelle Erbe Zentraleuropas heute]. Bratislava: Kalligram.

Reinhold, Bernadette. 2007. »... der nach mir benannte Stalinplatz«. Zur politischen Repräsentation auf Wiener Plätzen«. In Rudolf Jaworski und Peter Stachel (Hrsg.). *Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Plätze, Denkmäler und Straßennamen im europäischen Vergleich* 77–99. Berlin: Frank & Timme GmbH.

Štefanová, Dana. 2014. »Cultural Transfer, Regional History and Historical Comparison as Research Concepts. Comparing Research Between Western and Eastern Europe«. In Veronika Čapská (Hrsg.). *Processes of Cultural Exchange in Central Europe, 1200–1800*, 11–32. Opava: European Social Fund.

Internetquelle

Anon. 25.4.2021. »Sensation! 300 Jewish tombstones were found in the Bratislava bushes«. <https://bennemeloeredet.hu/2021/04/25/sensation-300-jewish-tombstones-were-found-in-the-bratislava-bushes/>.

Ergänzungen

OLGA KATSIARDI-HERING

»Die *europäische* Dimension des Kulturerbes versus nationale oder sozialistische Vereinnahmung«: Ich würde etwas provokativ reagieren. Warum soll sich diese Frage vor allem auf die südosteuropäische Kultur oder die südosteuropäischen Völker konzentrieren und nicht auf alle europäischen Völker? Der Nationalismus hat nämlich alle Völker beeinflusst, der Sozialismus in der Form des sogenannten »Realsozialismus« hat die Gesellschaften, wo dieses System etabliert wurde, vielfach tief beeinflusst.

Zu Verhältnissen, über die Eva Kowalska für die Slowakei referiert hat, und die differenzierte sowie schwierige Auseinandersetzung der Menschen zur Vergangenheit des eigenen Landes betreffen (vor allem jene in der sozialistischen Ära), möchte ich ein anderes Beispiel, in diesem Fall in Griechenland, anbieten. Obwohl wir uns als Volk sehr intensiv mit der alltäglichen Politik beschäftigen, und es sehr oft zu Spannungen kommt, die sogar zu Bürgerkriegen eskalieren; und obwohl das Königtum für die griechische Politik und Geschichte ein Fremdkörper war, gab es nach dem Ende des Königtums (1974) keine Änderung bspw. bei der Benennung der Straßen, in der Hauptstadt oder in anderen Städten, auch keine Entfernung von Statuen von Mitgliedern der Königsfamilie. In einem sehr großen geographischen Raum um das Parlament (der ehemalige Königspalast) und den zentralen Syntagma-Platz (Platz der Verfassung) sind die Straßenbenennungen vielen Mitgliedern der königlichen Familien gewidmet und sind es auch weiterhin geblieben. In manchen Bezirken oder Städten gab es Änderungen von Straßennamen zugunsten von Diktatoren, die später natürlich rückgängig gemacht wurden, wie im Fall von Ioannis Metaxas. Er war der Premierminister Griechenlands, als ihm bzw. seiner Regierung der italienische Botschafter in der Nacht vom 28. Oktober 1940 ein Ultimatum stellte, in dem er den Krieg erklärte. Dieser Krieg

– sechs Monate lang von Seiten Griechenlands im südalbanischen und epirotischen Raum erfolgreich geführt – dauerte bis zur Invasion der Nazis im April 1941 in Griechenland.

Auf der anderen Seite wurden nach der Gründung des griechischen Nationalstaates (1830) allmählich viele Ortsnamen gräzisiert. Alte slawische, albanische oder türkische Orts- oder Bezirksnamen wurden geändert. Man hat die altgriechischen Namen herangezogen, falls es solche aus der Antike in der Gegend gegeben hatte, oder man änderte die Toponyme in andere, die sich auf Natur, Religion oder einige Persönlichkeiten bezogen.

Die städtischen Behörden wurden oft mit ideologischen Auseinandersetzungen um die Nutzung von öffentlichem Raum und Denkmälern konfrontiert. Im Allgemeinen beschäftigten Kriege, Bürgerkriege, Erinnerungsorte, Sozialismus, Kommunismus, Nationalismus die Staatspolitik, oft auch die Bevölkerung unter verschiedenen ideologischen Deckmänteln. Ich möchte aber betonen, dass solche Probleme alle Völker Europas und der Welt betrafen (Nora 1984–1997).

Bibliographischer Hinweis

Nora, Pierre. 1984–1997. *Les lieux de mémoire*, Bd. 1–3. Paris: Gallimard.

GABRIELLA SCHUBERT

Die nationalistische und sozialistische Vereinnahmung des kulturellen Erbes in Südosteuropa beschrieb Eva Kowalska plastisch u. a. anhand von Beispielen für Umbenennungen von Politikernamen, Städte- und Ortsnamen. Diese Maßnahmen sind Teil einer erfolgreichen Arbeit mit dem Gedächtnis.

HARALD HEPPNER

Das *kulturelle Erbe* ist keine automatisch erfolgende kollektive Leistung, sondern das Ergebnis einer Fülle von systemisch erklärbaren, aber auch zufälligen Vorgängen, deren Reste aus der Vergangenheit übriggeblieben sind, zu denen die Nachfahren nicht automatisch eine Beziehung haben. Diese Reste führen zu Fragen, welcher Aufwand deren Erhalt erfordert und ob sich dieser auch lohnt, aber auch, welche Bereitschaft entwickelt werden kann bzw. muss, das vorhandene Erbe anzunehmen und weder symbolisch an den Rand zu drängen noch regelrecht zu beseitigen. Einerlei, ob es sich um ein materielles oder ideelles Erbe handelt, treten folgende Probleme auf: Welche Funktion hat das *kulturelle Erbe* in der Weitergabe von Generation zu Generation, d. h. inwieweit hängt die Wertschätzung allein von einer älteren Generation ab oder kann auch an eine jüngere Generation weitergegeben werden? Welche Rolle kann das *kulturelle Erbe* für einen umgrenzten Raum bzw. für die dort lebende Bevölkerung spielen, d. h. welchen Effekt kann dieses Erbe in materieller (z. B. Tourismus) oder in ideeller Hinsicht (z. B. Identität) ausüben? Welchen Wert kann dieses Erbe auch für alle jene darstellen, die nicht in dem jeweiligen Raum leben, aber mit ihm in Kontakt kommen, d. h. inwieweit kann jenes Erbe als eine Bereicherung für ›Alle‹ angesehen werden oder nicht? Der Unterschied im Verlauf der Geschichte in *Europa südöstlich des Westens* und im *Westen* gibt den Anstoß, das vorliegende Thema anhand von zwei Fallbeispielen zu skizzieren.

Im Hochmittelalter kamen Deutsche (nicht alle kamen aus Sachsen und bekamen doch den Sammelnamen *Sachsen*) nach Siebenbürgen (Transsilvanien), weil die damaligen ungarischen Könige sie aufgerufen hatten, das Land zu besiedeln. Bei dieser Immigration erhielten die Neuankömmlinge auf dem sogenannten »Königsboden« eine privilegierte Stellung, die trotz gewisser Modifikationen bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufrecht blieb. Der rechtliche und organisatorische Sonderstatus erlaubte es den *Sachsen*, ein sehr reichhaltiges kulturelles Erbe zu entwickeln. Jenes Erbe enthält sowohl

materielle (Siedlungen, Bauten, Schrift- und Bildgut) als auch immaterielle Bestandteile (Sprachgut, Gedächtniskultur), die allerdings nicht nur auf den einstigen juristischen Sonderstatus zurückzuführen sind, sondern auch auf zwei weitere Faktoren: Der eine bestand darin, dass diese *Deutschen* ihre Kontakte zu Zentraleuropa nie verloren haben, sondern immer wieder ins Spiel brachten, um daraus Nutzen zu ziehen, und der andere Faktor beruht darauf, dass die *Sachsen* im Vergleich zu den übrigen Ethnien jener Region (Magyaren, Rumänen) für die Segmente *Stadt* bzw. *gesellschaftliche Mittelschicht* den stärksten Einfluss ausübten. Sieht man von der geringfügigen Assimilation zugunsten der magyarischen oder rumänischen Nation im 19. und 20. Jahrhundert ab, wanderte die Mehrheit der *Sachsen* im 20. Jahrhundert in mehreren Schüben nach Deutschland oder Österreich ab, weshalb sie heute in Rumänien nur mehr eine numerisch ganz geringe Minderheit ausmachen. Die Weitergabe des reichhaltigen Erbes unter den noch (oder wieder) in Siebenbürgen lebenden *Sachsen* ist natürlich ein Thema, doch hat es nur *in puncto* Identitätsbewahrung Gewicht; ein nennenswerter materieller Nutzen lässt sich daraus nicht ziehen. Anders sieht es bei den Nachfahren der *Sachsen* im *Westen* aus: Infolge des zeitlichen Abstandes der Remigration und der ganz andersartigen Umgebung spielt das *kulturelle Erbe* der Siebenbürger Sachsen eine immer marginaler werdende Rolle, weshalb die Weitergabe von Generation zu Generation immer schwieriger wird. Dazu kommen noch zwei Optionen: Die eine Option besteht darin, dass das *deutsche* Erbe in Siebenbürgen von rumänischer Seite nicht nur genutzt wird, sondern ob seiner Reichhaltigkeit und seiner Bedeutung für die Entwicklung der rumänischen Kultur auch gehütet werden muss. Die andere Option besteht darin, dieses kulturelle Erbe als *europäisches* Kulturerbe zu deklarieren, um sowohl finanzielle Förderungen als auch mediale Zuwendung zu ermöglichen. Hierfür wirken deutsche und rumänische Institutionen immer wieder zusammen. Beispielhaft spiegelt sich dies im Samuel-von-Brukenthal-Museum in Hermannstadt (rum. Sibiu) wider: Nachdem es ursprünglich ›nur‹ als Museum für die *sächsische* Kultur eingerichtet worden war, wurde es

nach 1945 als eine Stätte des multikulturellen Erbes auf rumänischem Boden umgedeutet, fungiert seit einigen Jahren jedoch als Museum für *europäische* Kultur in einem Land *südöstlich des Westens*.

Das zweite Beispiel bezieht sich auf das Einzugsgebiet jenes Areals in *Europa südöstlich des Westens*, das der Sphäre des Osmanischen Reiches angehört hatte (heute: Griechenland, Albanien, Nordmakedonien, Bulgarien, Kosovo, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Serbien, in eingeschränktem Sinn auch das außerkarpatische Rumänien und Moldawien). Es liegt auf der Hand, dass die 400- bis 500-jährige politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Verflochtenheit mit einem Staat, dessen islamische Kultur auf seine nichteuropäische Herkunft verweist, sehr starke ideelle und materielle Auswirkungen nach sich gezogen hat. Infolge der Sezession von der osmanischen Herrschaft im Zug der Nationalstaatsbildung im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurde das kulturelle Erbe der Osmanen zu einem politischen Problem, weil es die strittig gewordene Obrigkeit repräsentierte. Für die Frage, wie mit diesem Erbe umzugehen sei, kamen – grob genommen – vier Varianten zum Zug: Die erste Variante war die teilweise unverzügliche Beseitigung des vor allem baulichen Erbes, weshalb die osmanische Architektur in jenen Ländern nur mehr in kargen Spuren erhalten geblieben ist. Die zweite Variante besteht einerseits in der Umdeutung von Kulturgut osmanisch-orientalischer Herkunft (Wohnkultur, Kleidung, Küche, Sprache, Musik) in ein *balkanisches* oder gar *nationales* Kulturgut oder andererseits in der Verdrängung aus dem kollektiven Gedächtnis (Museen, Schulbücher, Medien). Die dritte Variante ist das Bemühen, den ›roten Faden‹ zu jenem Kulturerbe aufrechtzuerhalten: Dies tun die Fachleute der Orientalistik bzw. Turkologie an den Universitäten etwa in Budapest, Bukarest, Sofia, Sarajevo und Athen und kooperieren hierbei mit Fachleuten aus Europa, den USA und der Türkei. Der Anstoß zur vierten Variante kommt hingegen aus Saudi-Arabien, von wo das Interesse, der religiösen Denk- und Lebenshaltung am Balkan neue Impulse zu verleihen, seit Jahrzehnten stark gefördert wird: Ziel ist in dem Fall nicht die Re-Osmanisierung, sondern die Re-Islamisierung jenes Raumes.

In dem Bemühen um Zugehörigkeit zu *Europa* (im Sinn von *Westen*) bemühen sich die Kulturverantwortlichen jener Länder zwar, das nationale (kirchliche und rurale, in postsozialistischer Zeit auch wieder das bürgerliche) Erbe hervorzukehren, doch das imperiale Erbe weiterhin zu marginalisieren oder gar zu verschweigen. Auch wenn jenes Erbe als politisch belastet galt, ist der zeitliche Abstand groß genug, dass es höchst an der Zeit wäre, den *Osmanica* unverkrampft gegenüberzutreten und jene als Teil der eigenen Geschichte anzunehmen. Dies hätte sowohl für die Angehörigen der eigenen Nation als auch für die Besucher und Beobachter von außen den Erkenntnisefekt, dass das osmanische kulturelle Erbe aus politischen Assoziationen herauslösbar ist und ihm aus Gründen der Aufklärung gleichwie der Toleranz zugebilligt wird, zu den großen Kulturen dieser Welt zu gehören.

Bibliographischer Hinweis

Heppner, Harald. 1995. »Gedanken zum Problem der Modernisierung der Kultur in Südosteuropa«, *Revue des études sudest-européennes* 33, 231–250.

ALEŠ MAVER

Dieser Beitrag ermöglicht meines Erachtens viele Vergleiche und ist nur mit geringfügigen Änderungen auch auf andere Gebiete Mittel- und Osteuropas übertragbar. In diesem Sinne möchte ich ihn mit einigen Beispielen aus Slowenien ergänzen.

Erstens, auch die slowenischen historischen Länder erlebten mehrere Veränderungswellen von Orts- und Straßennamen sowie der Denkmäler-Landschaft. Was die Benennung von Straßen betrifft, ist interessant, dass man zumindest in Maribor/Marburg, woher ich stamme, ganz ähnliche Tendenzen beobachten kann wie in der Slo-

wakei. So wurden in der ersten Phase dieser Benennungen in den 1870er Jahren vor allem lokale Persönlichkeiten (aus den Reihen der deutschsprachigen Gruppe, natürlich) bedacht, worauf dann seit etwa 1890 eine neue Etappe folgte, als auch Repräsentanten des Gesamtdeutstums, wie zum Beispiel Otto von Bismarck, zum Zuge kamen.

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges erfolgte die erste große Umbenennungswelle nach dem Eintritt in den südslawischen Staat. Fast alle Straßennamen mit Bezug zur Habsburgermonarchie wurden geändert. Sogar Wolfgang Amadeus Mozart musste seinem slawischen Kollegen Bedřich Smetana weichen, und Friedrich Schiller wurde durch den Slowenen Simon Gregorčič ersetzt. Auch Denkmäler wurden im großen Stil entfernt. Das gilt für die Denkmäler von Kaiser Joseph II. und Franz Joseph, von Erzherzog Johann und auch vom in Maribor geborenen Vizeadmiral Wilhelm von Tegetthoff. Nach 1990 kam es zu vereinzelt Initiativen, einige dieser Denkmäler wieder öffentlich aufzustellen, doch schlugen sie alle bisher fehl.

Die deutsche Besatzung der Untersteiermark 1941 brachte eine neue Welle von radikalen Umbenennungen mit sich. Hauptsächlich versuchten die Besatzer, Namen aus der österreichischen Zeit wieder einzuführen, wobei sie zugleich alle Spuren der slowenischen Gegenwart in Maribor und anderswo tilgen wollten. So büßte sogar die »Windische Straße« (Slovenska ulica) ihren Namen ein. Dieses Zwischenspiel war kurz, und nach 1945 folgte die entscheidende und für das jetzige öffentliche Bild der meisten Gegenden Sloweniens die bedeutendste Welle von Veränderungen.

Jetzt wurden neben Straßennamen auch Ortsnamen einem genauen »Säuberungsprozess« unterzogen. Christliche Heilige mussten aus ihnen bis 1955 fast vollständig weichen. Sogar »Nova Cerkev« (Neue Kirche) bei Vojnik/Hohenegg wurde in »Strmec« umbenannt. Helden des Befreiungskampfes und der kommunistischen Revolution sowohl aus Slowenien als auch aus anderen Teilen Jugoslawiens (z. B. Moša Pijade, Veljko Vlahović usw.) erhielten zahlreiche Denkmäler, wobei auch Straßen und Plätze massenhaft deren Namen trugen. Dasselbe gilt für Vordenker der internationalen Arbeiterbewegung (Karl

Marx, Friedrich Engels, Vladimir Iljič Lenin) oder für ausgesuchte historische Ereignisse wie die Pariser Kommune. Zahlreiche Schulen erhielten ähnliche Namen, so trug die Universität in Ljubljana einige Jahre den Namen Edvard Kardeljs.

Die bis jetzt letzte Welle der Umbenennungen erfolgte nach 1990, verlief aber ziemlich mild, nicht nur im Vergleich zu denjenigen von 1919 und 1945, sondern auch im Vergleich zu den Verhältnissen in anderen mittel- und osteuropäischen Staaten. Ziemlich wenige Denkmäler wurden entfernt (in Maribor gilt dies für das Denkmal Edvard Kardeljs). Was die Straßennamen anbelangt, hing fast alles von den lokalen Behörden ab. So gab es in Maribor, wo die lokale Regierung in den Händen von Postkommunisten blieb, so gut wie keine Umbenennungen. Nur Rudolf Maister ersetzte Lenin auf einem Platz im Zentrum von Maribor, wogegen Josip Broz Tito, Moša Pijade, Edvard Kardelj, Boris Kidrič, Friedrich Engels und andere ihre Straßen bis heute behielten.

In Ljubljana fiel der Prozess zwar auch uneindeutig aus, doch war er trotzdem umfangreicher. So wurde die Tito-Straße zur Wienerstraße, die Pijade-Gasse zur Bahnhofgasse oder der Platz der Revolution (der in Maribor noch immer besteht) zum Platz der Republik. Andererseits veränderte sich die Denkmäler-Landschaft wenig, und auch die meisten Schulen behielten ihre »kämpferischen« und »revolutionären« Namen. Das bleibt bis heute ein Problem, da viele dieser Persönlichkeiten, nach denen Straßen und Schulen benannt wurden, nicht nur geschichtlich umstritten, sondern für die gemeinschaftliche Geschichte auch ziemlich irrelevant geworden sind.

KONRAD CLEWING

Eva Kowalska hat in ihrem Impulsvortrag wunderbar am slowakischen Beispiel aufgezeigt, wie die Diskurse über die dortige Vergangenheit über die jüngeren Epochen hinweg von nationszentrierten Mustern geprägt sind, und wie sehr diese Stoßrichtung speziell in der

sozialistischen Epoche mit der Vernachlässigung der damals sowohl »nationalkulturell« als fremd wie auch marxistisch als soziokulturell »volksfeindlich« deklarierten Oberschichtenkultur (im slowakischen Fall zumal die des einstigen »oberungarischen« magyarischen Adels) verschmolzen ist. Eine antisemitische Grundierung führte überdies zur Marginalisierung speziell auch des einzigen nichtchristlichen kulturell-religiösen Erbes in der Slowakei, nämlich dem der jüdischen Gemeinden aus der Zeit vor ihrer weitgehenden Vernichtung durch den deutscherseits herbeigeführten und geleiteten Völkermord. Ebenso hat Eva Kowalska im Vortrag auch gleichsam herzerwärmende Initiativen vorgeführt, die in der heutigen Slowakei der langen Marginalisierung all dieser Kulturelemente mit Verve entgegengetreten und auf lokaler Ebene das bauliche und geistige Erbe pflegen.

Es ist nicht zu verhehlen, dass der vorliegende Kommentarschreiber ganz anders als Eva Kowalska über keine tiefe, aus eigener Forschung oder eigenem bürgerschaftlichen Engagement kommende Kompetenz in diesen Fragen verfügt. Umso ungenierter möchte ich hier aufs Allgemeine zielen und der Provokation halber mit einer gewissen Zuspitzung beginnen. Denn ja, es stimmt, was Eva Kowalska darlegt: Die Epoche des Nationalen hat in der von uns allen diskutierten Großregion bislang nicht geendet. Die Existenz einer Diskrepanz zwischen »Europa südöstlich des Westens« und dem »Europa nordwestlich des Südostens« (speziell seiner deutschen Mitte) ist für manche Bereiche sicher diskutabel – beim kulturellen Erbe bzw. dem Umgang damit tritt sie aber so deutlich hervor wie sonst kaum irgendwo.

Denn im Westen oder zumindest in Teilen desselben hat sich gerade auf diesem Feld das Postnationale besonders weitgehend durchgesetzt, zumindest in der Selbstwahrnehmung. Um noch ein wenig zu provozieren, könnte man speziell für Deutschland (das allerdings wegen der Last seiner tiefdunklen Vergangenheit der Jahre 1933–1945 darin nicht für den Westen repräsentativ genommen werden kann) das ganze Thema vielleicht eher umgekehrt adaptieren: »Die »nationale« Dimension des Kulturerbes versus dessen »europäische« Vereinnahmung (Zuschreibung)«. Denn in »meinem« Land gilt in aka-

demischen Kreisen eine Art umgekehrtes Extrem: Die Varusschlacht (*vulgo* einst: die Schlacht im Teutoburger Wald) zum Beispiel wird neuerdings in althistorischen deutschen Fachkreisen offenbar in ihrer nach der alten Sicht unleugbaren militärischen und historischen Bedeutung nach Kräften reduziert (abgesehen davon, dass jede auch nur Halbkontinuität suggerierende Verknüpfung von germanischer und späterer deutscher Entwicklung in Reaktion auf einstigen Missbrauch heute zu einem Anathema geworden zu sein scheint). Oder, um ein anderes Beispiel mit Blick auf viel später zu bemühen, nämlich die Frühe Neuzeit betreffend: Bei der Tourismuswerbung meines Dienstorts Regensburg scheint wie natürlich neben jeder einzelnen Textnennung deutscher Bezüge zu dem als komplexer »deutscher« Gedenkort eigentlich sehr tauglichen Immerwährenden Reichstag des Heiligen römischen Reiches wenigstens einmal »europäisch« stehen zu müssen.⁷ Ein renommierter deutscher Märchenforscher wiederum präsentierte vor einigen Jahren einem breiteren historischen Publikum mit spürbarem Vergnügen seine mythenzertrümmernden Ergebnisse zu einem der noch heute populärsten kulturellen Felder: Laut seiner Interpretation, die allerdings etwas schwach auf eine teilweise hugenottische Herkunft einer der nichtbäuerlichen Erzählerinnen der Vorlagen für die Grimmschen Märchen gestützt ist, zeige diese hugenottische Linie, dass die berühmte Märchensammlung ganz wesentlich eben *nicht* auf deutsche, sondern auf hugenottisch-französische Vorlagen zurückgehe.⁸ Gerade hier hätte man stattdessen vielleicht wirklich auf die weite, sozusagen europaweite Verbreitung mancher klassischer Märchenmotive abheben können.

7 https://tourismus.regensburg.de/erleben-entdecken/kunst-kultur/document-reichstag?gclid=EAIaIQobChMI0NGLkK_hgAMVyajVCh082wG1EAAyASAAEgJne_D_BwE; <https://www.regensburg-bayern.de/erleben/sehenswuerdigkeiten/altes-rathaus/>. 20.8.2023.

8 Roelleke, Heinz. 2012. 20.8.2023. »Brüder Grimm. Märchen über Märchen«: Erstabdruck in »ZEIT-Geschichte« Heft 4/2012, online unter: <https://www.zeit.de/zeit-geschichte/2012/04/Maerchen-Brueder-Grimm-Urspruenge/komplettansicht>.

Eine mit solchen deutschen Fällen vergleichbar vergnügte und auch noch vergleichbar weitverbreitete gesellschaftliche Tiefenwirkung der nationskritischen konstruktivistischen Nationalismusforschung dürfte sich im Europa südöstlich des Westens schwerlich finden lassen. Speziell für die sozialistische Zeit kommt einem für diesen Teil des Kontinents hingegen in den Sinn, dass dort nahezu überall der vorherrschende Nationalismus (mitsamt zumeist autochthonistischen Nationskonzepten) eine herrschaftslegitimatorische Symbiose mit der ideologischen Politik der machthabenden Kommunistischen Partei eingegangen ist. Selbst der außenpolitisch »bravste« aller sowjetischen Verbündeten, Bulgarien, macht mit der damaligen Förderung der von der Tochter des Staatschefs angeführten »Thrakologie« hierin keine Ausnahme, und erst recht nicht das widerspenstigere Rumänien unter Nicolae Ceaușescu oder das vollkommen marxistisch-exzentrische Albanien unter Enver Hoxha. Im damals schon marktwirtschaftlich-kapitalistischen Teil der Großregion, also in Griechenland und der Türkei, sah es um die Wirkmacht der nationalen Idee mit Blick auf das eigene und das zum Teil gemeinsame kulturelle Erbe kaum anders aus.

Wo die nationale Sicht der Dinge mit Engführungen und Feindbildern gegenüber den Nachbarn gekoppelt ist, darf man ihre Wirkung beklagen. Andererseits ist diese mehr autozentrische Sicht *per se* keine illegitime Perspektive und passt durchaus zu einem Gesamteuropa, in dem letztlich überall und selbst im vermeintlich postnationalen deutschen Fall nationale Spezifika weiterhin allenthalben sichtbar sind. Es stellt sich ja überhaupt die Frage, wie man die »europäische Dimension« des kulturellen Erbes eigentlich analytisch erfassen könnte. Ich jedenfalls denke, es hat seinen guten Grund, dass Eva Kowalska im Text (und meiner Erinnerung nach auch in ihrem Vortrag) diese Begriffsebene weitgehend vermieden hat. Denn wenn es schon so schwierig ist, südost- oder westeuropäische Charakteristika verbindlich zu bestimmen, wie mühsam und potentiell unpräzise ist dann wohl der Versuch, allgemeingültige europäische Spezifika zu definieren?

Was aber den Südosten in Sachen des heutigen Umgangs mit dem kulturellen Erbe anbelangt, möchte auch ich die eine Schwierigkeit betonen, die in dem markanten vergangenen Phänomen von sozio-ökonomischen und soziokulturellen Überschichtungen der Landbevölkerung durch oftmals anderssprachige bzw. andersreligiöse (dies in gesteigerter Form im einst osmanischen Teilgebiet) urbanen Eliten besteht. Eva Kowalska hebt diesen Faktor sehr zu Recht hervor. Das ist eine grundlegende historische Erfahrung, welche die Gesellschaften im Westen oder in der westlichen Mitte Europas bis auf wenige Ausnahmen (Irland unter britischer Herrschaft dürfte eine der wichtigsten sein) schlicht und einfach nie gemacht haben. Es ist, um zum Schluss zu kommen, wirklich kein Wunder, dass der Umgang damit noch im Hier und Jetzt nicht einfach auszutarieren ist und die heute national vereinheitlicht strukturierten südöstlichen Gesellschaften vor manche Probleme und Fremdheitsempfindungen im Umgang mit dem noch dazu kleinräumig-regional so verschiedenartigen kulturellen Erbe ihrer Gegenden stellt.

Internetquellen

Roelleke, Heinz. 2012. 20.8.2023. »Brüder Grimm. Märchen über Märchen«: Erstabdruck in »ZEIT-Geschichte« Heft 4/2012, online unter: <https://www.zeit.de/zeit-geschichte/2012/04/Maerchen-Brue-der-Grimm-Urspruenge/komplettansicht>.

tourismus.regensburg.de. 20.8.2023. https://tourismus.regensburg.de/erleben-entdecken/kunst-kultur/document-reichstag?gclid=EAIaIQobChMI0NGLkK_hgAMVyajVCh082wG1EAA-YASAAEgJne_D_BwE.

Altes Rathaus in Regensburg – document Reichstag. 20.8.2023. <https://www.regensburg-bayern.de/erleben/sehenswuerdigkeiten/altes-rathaus/>.

Dichotomie zwischen Europa und seinem Südosten

HARALD HEPPNER

Die Dichotomie der Perspektiven zwischen dem *Westen* und *Europas Südosten*

Zusammenfassung: Dieser Beitrag setzt sich zum Ziel zu erklären, warum der Westen und der Südosten Europas über Jahrhunderte nicht die gleichen Entwicklungen durchgemacht haben und warum daher auch die Sichtweisen zueinander nicht dieselben sind. Auch wenn diese Unterschiede seit rund 200 Jahren langsam zurückgehen, spielen sie im wechselseitigen Verständnis noch immer eine Rolle.

Das Problem, das aus diesem Unterschied erwächst, ist ein doppeltes: Trotz aller Veränderungen im Bestand und in der Verfügbarkeit von Wissen stellt in breiten Kreisen der okzidental Gesellschaft das östliche und südöstliche Europa noch immer eine *terra incognita* dar; außerdem beruht die Politik der Europäischen Union auf ideellen und organisatorischen Grundlagen, die im eigenen Bereich entwickelt worden sind und normierenden Charakter einnehmen. Dies bedeutet: Denkansätze und Handlungsmuster nichtokzidentaler Herkunft sind politisch nicht kompatibel.

Schlüsselwörter: Okzident, Europa, Südosten, Zugang, Dichotomie

The dichotomy of perspectives between the West and Europe's South-East

Abstract: The aim of this article is to explain why Western and Southeastern Europe have not undergone the same developments over centuries and why their views on each other are therefore not the same. Even though these differences have been slowly decreasing for about 200 years, they still play a role in mutual understanding.

The problem that arises from this difference is twofold: despite all the changes in the stock and availability of knowledge, Eastern and Southeastern Europe is still a *terra incognita* in broad circles of Occidental society. In addition, the policy of the European Union is based on idealistic and organisational foundations that have been developed in its own area and take on a standardising character. This means that approaches and patterns of action of non-occidental origin are not politically compatible.

Key words: Occident, Europe, Dichotomy, Southeast, Approach

Betrachtet man die wechselseitigen Perspektiven zwischen dem *Westen* und *Europas Südosten*, stellt man fest: die beiden Sichtweisen gehen von ziemlich unterschiedlichen Blickwinkeln aus, die historisch erklärbar sind. Dies bedeutet: Infolge bestimmter Entwicklungsverläufe beruhen die Vorstellungen im *Westen* über *Europa südöstlich des Westens* auf anderen Faktoren als die Vorstellungen, die im *Südosten* über den *Westen* entstanden sind und bestehen.

Eine der Ursachen für viele Missverständnisse und Fehlverhalten im Interesse der Europäischen Integration ist die Unkenntnis dieser Unterschiede bzw. die Nichtbereitschaft, sie zu Kenntnis zu nehmen. Da diese Ursachen jedoch keine geringen Auswirkungen haben, ist es notwendig, ihnen Beachtung zu schenken. Damit die Erläuterungen jedoch nicht allzu breit und unübersichtlich werden, muss ein gewisses Maß an Vereinfachung des komplexen Sachverhalts in Kauf genommen werden.

Der *Westen* aus der Sicht des *Südostens*

Wie bereits in der Einführung angemerkt, gibt es *den* Südosten Europas als eine in sich gewachsene historische Einheit nicht; daher kann es innerhalb dieses Schauplatzes auch kein geschlossenes Bild über *den* Westen geben.

Der älteste Denkansatz gegenseitiger Unterscheidung geht auf das Mittelalter zurück und beruhte auf der Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft. Sieht man vom Protestantismus ab, der die religiöse Landschaft nicht nur im Westen, sondern auch im Südosten ab dem 16. Jahrhundert ergänzte, waren es im Wesentlichen die katholische Universalkirche einerseits und die Gemeinschaft der orthodoxen Länderkirchen andererseits, die dafür sorgten, wer wo zuzuordnen sei. Im Königreich Ungarn und dessen Nebenländern sowie auf dem Boden der Venezianischen Republik (heute: ostadriatische Küste bis Albanien) gab es beide Glaubensrichtungen nebeneinander. Die Antwort auf die hypothetische Frage »Gehören wir zum Westen oder nicht?«

hing in diesen Fällen davon ab, in welchem politisch-kulturellen System der jeweilige Staat verankert war: Die Habsburgermonarchie und Venedig waren ungeachtet ihrer orthodoxen Bevölkerungsanteile aus der lateinisch-katholischen Kultur hervorgegangene Gemeinwesen und gehörten deshalb dem *Westen* auch im politischen Sinn an, d. h. beide Mächte hatten jede Menge Interaktion mit anderen Staaten des *Westens* und wurden von denen daher auch als zur eigenen Gemeinschaft gehörig begriffen.

Das Osmanische Reich hingegen gehörte nicht zum *Westen* – einerseits, weil es sehr viel Terrain in Asien und Afrika beherrschte, andererseits, weil es als dezidiert islamischer Staat auf anderen Denk- und Organisationsmustern beruhte als die Staaten der westlich-lateinischen Welt. Zusätzlich ist zu bedenken, dass die Staaten am Balkan (Serbien, Bulgarien, Bosnien, Griechenland), ehe sie im 14. und 15. Jahrhundert im osmanischen Herrschaftskomplex aufgingen, zum *Westen* zwar gewisse Kontakte gehabt hatten, aber dennoch vom oströmisch-byzantinischen Modell und dessen orthodoxer Kultur so stark durchdrungen waren, dass sie systemisch nicht zum *Westen* zählen hätten können. Die periphere Lage der außerkarpatischen Teile des heutigen Rumäniens (Moldau, Walachei), die schwache Wirksamkeit *westlichen* Einflusses in jenem Einzugsgebiet, die Zugehörigkeit zur orthodoxen Sphäre sowie die Nähe zu den Machthabern in Konstantinopel bedingten, dass auch jener Teilraum keine andere Option hatte als ein Teil des *Südostens* zu sein.

Diese Konstellation änderte sich, nachdem das Osmanische Reich am Ende des 17. Jahrhunderts und im frühen 18. Jahrhundert aus dem Donauraum verdrängt worden war und die Habsburgermonarchie als historisch gewachsene Westmacht ihre Grenzen weit nach *Südosten* vorschieben konnte. Die Folge war, dass die einheimische orthodoxe Tradition in Südungarn und Siebenbürgen eine *westliche* Konkurrenz bekam, allerdings weniger durch den Zuzug von Katholiken als durch die Politik des Wiener Hofes, um mittels des Transfers *westlicher* Ideen und Praktiken die Homogenität des Vielvölkerstaates zu stärken. Dieser »Europäisierungsprozess« dauerte mehr als zwei Jahr-

hunderte und war 1918, als Österreich-Ungarn zerfiel, noch immer nicht zu Ende gegangen.

Eine neue Option zugunsten des *Westens* tat sich für jene Staaten auf, die im Lauf des 19. oder im frühen 20. Jahrhundert mittels Sezession vom Osmanischen Reich entstanden: Serbien, Griechenland, Rumänien, Montenegro und Albanien. Schon vor dem formalen Bestand dieser »neueuropäischen Staaten« (zeitgenössische Benennung) war deren Proponenten klar, dass man sich am *Westen* (bzw. an *Europa*, wie es damals teilweise schon hieß) orientieren wolle (Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft, Technik, Militär, Bildung). Dabei spielte nicht nur eine tragende Rolle, dass man die aus osmanischer Zeit stammenden Traditionen abstreifen wollte, sondern dass die formelle Einrichtung und internationale Anerkennung dieser Länder gar nicht möglich geworden wäre, wenn die vorwiegend im *Westen* verankerten Großmächte (Großbritannien, Frankreich, Österreich-Ungarn, Preußen-Deutschland, Russland) und die *europäische* Öffentlichkeit nicht einen ziemlich großen Einfluss ausgeübt hätten.

Sieht man von den rasch wechselnden Perspektiven zwischen 1918 und 1944 ab, erfolgte mit dem Ausbau der kommunistischen Regime in Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Albanien ein Szenenwechsel, weil die Option zugunsten von *Westen* nun nicht mehr offenstand (es sei denn via Emigration; dass es im Lauf der Zeit eine Reihe kleiner Ausnahmen gab, steht außer Frage). Demzufolge wiederholte sich ab 1989 unter anderen Rahmenbedingungen, was bereits im 19. bzw. frühen 20. Jahrhundert vor sich gegangen war, indem der Zerfall der kommunistischen Regime und des Sowjetimperiums erneut die Frage aufwarf: Was nun? Abermals begannen sich die Transitionsstaaten am *Westen* zu orientieren bzw. erwarteten sich von dort Hilfe für ihre weitere Entwicklung.

Um diesen Perspektivenverlauf besser beurteilen zu können, bedarf es auch des Blicks auf die jeweilige Gesellschaftsstruktur, denn Blickwinkel sind keine abstrakten Größen, sondern hängen immer von Menschen ab. Diejenigen Personen in *Europa südöstlich des Westens*, die auch mit dem *Westen* zu tun hatten, lebten in Ländern

des Übergangs zwischen den zwei Sphären (heute: Slowenien, Slowakei, Ungarn, innerkarpatisches Rumänien, Kroatien, Nordserbien) und hatten nicht nur berufliche, sondern auch viele private Berührungen mit dem *Westen* (Politik, Militär, Wirtschaft, Kultur). Die Bevölkerung in den Ländern südöstlich davon hatten hingegen kaum oder nur gelegentlich mit dem *Westen* zu tun, weshalb mit der räumlichen Distanz die Vertrautheit mit der Welt der ›Anderen‹ abnahm (heute: Bosnien-Herzegowina, Südserbien, Montenegro, Albanien, Kosovo, Griechenland, Bulgarien, äußerkarpatisches Rumänien). Im erstgenannten Fall konnten dies Menschen aus der Stadt, aber auch vom Land sein, die den Ober-, Mittel-, aber auch Unterschichten angehörten; im zweitgenannten Fall spielte der Umgang mit dem *Westen* in ruralen Sphären so gut wie keine Rolle.

Diese Situation änderte sich erst im Lauf des 18. Jahrhunderts, als – wie bereits oben angedeutet – der *Westen* südostwärts vorzudringen begann und in jenen Gebieten viele Maßnahmen setzte, die zur Anpassung an *westliche* Muster dienten. Personell bedeutete dies vor allem, dass sich Menschen aus *westlichen* Ländern (Adelige, Kolonisten, Beamte, Militärs, Geschäftsleute) einnisteten, aber auch die Chance der einheimischen Magyaren, Kroaten, Serben und Rumänen, zur ›neuen‹ Gesellschaft Zugang zu bekommen (Nobilitierung, Stadtbürgertum, Beamten- und Soldatenstand, Wirtschaftskreise). Trotz der numerischen Ausweitung dieser *westlich* orientierten sozialen Plattform verblieb die große Mehrheit der Bevölkerung unter traditionell-ruralen Rahmenbedingungen und hatte erst im Lauf des 19. Jahrhunderts mit *Westlichem* (Bildungswesen, Verkehr, Industrialisierung, Verstädterung) schrittweise Berührung. Jener Anteil der Gesellschaft in *Europa südöstlich des Westens* korrespondiert mit derjenigen auf dem Boden des Osmanischen Reiches und der beiden Donaufürstentümer (Moldau, Walachei), wo die ersten Ansätze der Europäisierung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht über die oberen gesellschaftlichen Ränge hinausging.

Eine neue Lage entstand ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, als einerseits Urbanisierung und Industrialisierung neue Lebensformen

und Werte ins Spiel brachten und andererseits der Nationalstaatsgedanke die Gesellschaft in *Europa südöstlich des Westens* erfasste. Während in der Periode davor nur Angehörige der Ober- und teilweise der Mittelschichten (so überhaupt vorhanden) eine Westaffinität erlangt hatten, dehnte sich jene nun auf breitere Kreise aus, aber nur langsam; die an die kleinen und vertrauten Lebenswelten gebundenen Mentalstrukturen konnten nicht von heute auf morgen durch unvertraute neue ersetzt werden. Es verwundert daher nicht, wenn zu den Ursachen für die politischen und gesellschaftlichen Turbulenzen bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinein dem Widerstreit zwischen *westlichen* und *nichtwestlichen* Denk- und Handlungsmustern noch immer ein gehöriges politisches Gewicht zukam.

Eine merkwürdige Situation entstand, als 1945 der Marxismus in *Europa südöstlich des Westens* (außer in Griechenland) zur obersten politische Maxime erhoben wurde, denn die Ideologie hatte eindeutig *westliche* Wurzeln (Marx, Engels), doch sorgten die Sowjetunion und ihr Machtgehabe dafür, dass die sozialistischen Regime keine *westlichen* Wege (Kapitalismus, Liberalismus) einschlagen durften. Die von solchen Parametern geprägte Gesellschaft hatte bis zum Ende der 1980er Jahre demnach mit dem Verbot zu leben, *westliches* Gedankengut gutzuheißen und dies auch zu äußern (Bespitzelung, Berufsverbot, Haft, Lager), mit Personen aus der Welt des Kapitalismus Umgang zu haben (wenn doch, bedurfte es der speziellen Kontrolle) und konnte, wenn überhaupt, nur unter restriktiven Vorgaben ins *westliche* Ausland reisen. Eine Ausnahme bildete Jugoslawien, das als blockfreier Staat mehr Umgang mit dem *Westen* pflegte, ohne deswegen sein politisches System aufzugeben.

Die Jahrzehnte lange physische und geistige Isolation der kommunistisch geprägten Länder hatte Auswirkungen, die nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Regime 1989/91 rasch sichtbar geworden sind: Die Betroffenen waren schnell bereit, *westliche* Vorbilder als Richtschnur für ihre Zukunft zu übernehmen, ohne jedoch ausreichende Einsicht zu besitzen, welche Voraussetzungen erforderlich seien, damit sich ihre Zukunft auch so entwickle, wie sie es erhofften.

Die Transformationsgesellschaft kann hinsichtlich ihrer Einstellung zum *Westen* – stark vereinfacht – in vier Kategorien unterteilt werden: Die erste Kategorie bilden jene, die in den jüngsten Jahrzehnten ihr Land verlassen und irgendwo im Westen ein neues Leben angefangen haben: sie sind im *Westen* und haben ihr Ziel erreicht. Eine zweite Kategorie stellen jene dar, die an der Verwestlichung ihrer Länder arbeiten (Politiker, Wirtschaftstreibende, Medienleute, Wissenschaftler u. v. a.) und daher prowestliche Zielsetzungen verfolgen, umso mehr dann, wenn ihre Länder in die Europäische Union aufgenommen worden sind. Eine dritte Kategorie sind solche, die den Verwestlichungseffekten der Transformation nicht entgegentreten, sie aber auch nicht forcieren; sie sind eine passiv handelnde Kategorie. Die vierte Kategorie sind solche, die offen oder verdeckt den Verwestlichungsprozess bremsen oder gar zu verhindern versuchen.

Um den Blickwinkel von *Europa südöstlich des Westens* gegenüber dem *Westen* verstehen zu können, bedarf es auch der Berücksichtigung der Motive, für oder wider den *Westen* eingestellt zu sein.

Das früheste Element, das dabei eine nachhaltige Rolle spielte, ist das religiöse Bekenntnis. Da sich im Zeitalter der Völkerwanderung und danach die griechisch-orthodoxe und die lateinisch-katholische Kirchen darum bemühten, mittels der Mission ihre jeweiligen Glaubensinhalte zu verbreiten, wurde den davon Betroffenen über die Organisationsstrukturen die Entscheidung abgenommen, welcher Sphäre sie angehörten: Zu jener Zeit bestand keine Wahl zwischen der Welt des *Westens* (Papsttum, katholische Kirche) oder des *Südostens* (Ökumene der orthodoxen Kirchen), denn die diesbezüglichen Weichen stellten die Herrscher in Absprache mit der jeweiligen Kirchenführung.

Die früheste Gelegenheit, wo sich Menschen selbst entscheiden konnten, wie *westlich* sie sein wollten, bot sich im Lauf des Mittelalters dem Adel, der seinen Lebensstil, aber auch seine Verwandtschaftsbeziehungen in westliche Richtung ausrichten konnte. Diese Option setzte allerdings das Vorhandensein einer höfischen Kultur als Vorbild voraus, doch gab es eine solche in vielen Ländern des europäi-

schen *Südostens* nicht – zumindest nicht in einer mit den *westlichen* Verhältnissen vergleichbaren Prägung. Während sich der *okzidentale* Einfluss über die Ausstrahlung der Herrscherresidenz im Hoch- und Spätmittelalter in den ungarischen Ländern (heute: Ungarn, Slowakei, innerkarpatisches Rumänien, Nordserbien, Binnenkroatien) bis in die Peripherie auswirkte, gab es in den Balkanländern spätestens ab dem Beginn der osmanischen Herrschaft nur mehr die höfische Kultur der muslimischen Sultane, die zwar in die Provinzstädte abfärbte, aber nur innerhalb des islamischen Bevölkerungsanteils; überall sonst verschwand mit dem Adel die Chance innerhalb der Oberschichten, mit dem *Westen* Kontakte zu pflegen (Ausnahmen gab es in der Moldau und Walachei).

Ein weiteres soziales Element, das in Betracht kommt, Erfahrungen im Umgang mit dem *Westen* aufzubauen, waren städtisch-bürgerliche Schichten: Auch wenn es im Spätmittelalter über die Karpatenrouten zwischen Zentraleuropa und dem Balkan- und Schwarzmeerraum einen regen Handel gab, und insbesondere die Handelsrepublik Ragusa/Dubrovnik vom Warenaustausch zwischen dem balkanischen Hinterland und dem Mittelmeerraum profitierte, waren hauptsächlich drei Umstände entscheidend, warum die Wirtschaft in *Europa südöstlich des Westens* bis zum 19. Jahrhundert dennoch keinen Ansporn lieferte, auf ökonomischer Ebene an *westliche* Standards heranzukommen.

Der älteste Grund war, dass es in den Balkanländern keine mit der westlichen Praxis vergleichbaren Stadtrechte gab, wodurch sich bürgerliche Selbstverwaltung und wirtschaftliche Prosperität entwickeln hätten können; derartige Voraussetzungen bestanden in den zu Ungarn gehörenden Ländern hingegen sehr wohl. Der zweite Grund war das Desinteresse des osmanischen Staatsapparats, den Außenhandel gezielt zu fördern, wodurch erst Verträge im 18. und 19. Jahrhundert, die den Sultanen von außen aufgedrängt wurden, eine Wende herbeiführten. Die Wirtschaftsleistung der ungarischen Länder blieb angesichts der Frontlage zum Osmanischen Reich bis zum frühen 18. Jahrhundert daher stark geschmälert. Der dritte und gravierendste Grund ist, dass die Wirtschaftsentwicklung im *Westen* mit dem Über-

seehandel, den Kolonien und der Kapitalisierung im Spätmittelalter und in der Frühneuzeit eine starke Dynamik erhielt, die auf die Politik, Gesellschaft und Kultur des *Westens* enorme Auswirkungen hatte.

Die städtischen Wirtschaftskreise in der Habsburgermonarchie (heute: Slowenien, Kroatien, Ungarn, Slowakei, innerkarpatische Teile Rumäniens, Nordserbien) bekamen ab dem 18. Jahrhundert infolge der Wirtschaftspolitik des Wiener Hofes immerhin den Anstoß, den Anschluss an diese Wirtschaftsprozesse (Protoindustrialisierung, Merkantilismus, Seehandel usw.) zu finden, wogegen vergleichbare Entwicklungsschübe im Einzugsgebiet des Osmanischen Reiches und dessen Vasallenländern (heute: Serbien, Bosnien, Montenegro, Albanien, Griechenland, Bulgarien, äußerkarpatische Teile Rumäniens) erst rund eineinhalb Jahrhunderte später anzulaufen begannen. Die wirtschaftstreibenden Elemente waren im Vergleich zur am Land und von der Landwirtschaft lebenden Bevölkerung hauchdünne Minderheiten und gehörten – je nach Region verschieden – teilweise auch zu anderen Ethnien als die Mehrheit der Einheimischen; die Wirksamkeit, Land und Leute über wirtschaftliche Innovationen mit Westaffinität zu versehen, blieb dementsprechend begrenzt. Das Prinzip der aus dem *Westen* stammenden und auch im *Südosten* vordringenden Industrialisierung ab dem 19. Jahrhundert hat innerhalb der Bevölkerung zwar keine Ablehnung per se ausgelöst, sehr wohl jedoch politische Probleme erzeugt.

Das Spektrum der politischen Motive, warum der *Westen* im *Südosten* sowohl Attraktion auslöste als auch Irritation hervorrufen konnte, zeigt, dass man zwischen dem *Westen* als Quelle bestimmter politischer Kulturen und als Synonym für eine Gemeinschaft von mittels Verträge verbundener Staaten unterscheiden muss. Die *westlichen* Modelle für Verfassung und Rechtsstaatlichkeit kamen erst ab dem Zeitalter der Französischen Revolution stärker ins Blickfeld, als es europaweit darum ging, die feudal-ständisch-monarchischen Organisationsstrukturen zu überwinden. Diejenigen Kräfte, die die jeweiligen Nationalstaaten aufzubauen hatten, nahmen derartige *westliche* Vorbilder als Richtschnur – nicht zuletzt, um damit ihre eigene Macht-

position zu legitimieren. Zeitgleich gab es jedoch Bevölkerungsmehrheiten, denen der Nutzen moderner Rechtsstaatlichkeit noch zu ferne lag, weshalb sie darin kein prioritäres Ziel sahen. Dass es sich dabei um eine schwerwiegende Angelegenheit handelte, ist daran zu ersehen, dass bis zur Einrichtung der sozialistischen Systeme am Ende des Zweiten Weltkrieges die jeweilige nationale Gesellschaft noch immer nicht zu ausreichender Homogenität gekommen war, um sich mehrheitlich für oder gegen *westliche* Vorbilder zu erklären. Diese Entscheidung stand daher 1989 bzw. 1991 erneut an, als es darum ging, die sozialistischen Strukturen abzustreifen. Nun waren es abermals nur Minderheiten, die sich ohne Vorbehalte für die Einführung *westlicher* Rechtssysteme und politischer Praktiken bereitfanden. Erst mit der Transition der EU-Kandidatenländer in den Status der Mitgliedschaft erweiterte sich die gesellschaftliche Akzeptanz für die Übernahme *westlicher* Modelle, doch verschwanden die Vorbehalte, wie auch in anderen Kapiteln dieses Sammelbandes angemerkt wird, dennoch nicht. Motive für *antiwestliche* bzw. *antieuropäische* Ansätze sind der Wunsch nach Machtbewahrung postsozialistischer politischer Parteien, Klientelismus, Korruption, Provinzialismus oder z. T. die als traditionell verstandene Solidarität mit Russland.

Der Wunsch, ob einer der Staaten in *Europa südöstlich des Westens* seine Zukunft darin sehe, auch der politischen Gemeinschaft namens *Europa* anzugehören, konnte nicht vor den 1990er Jahren spruchreif werden: Einerseits setzte ein solcher Wunsch voraus, dass der jeweilige Staat die politische Handlungsfreiheit hatte, um eine solche Option überhaupt anzudenken; andererseits musste die Europäische Union ausreichend vorbereitet sein, sich auf eine Erweiterung Richtung *Süd-osten* einzulassen. Wie wir wissen, sind infolge dieses Prozesses in *Europa südöstlich des Westens* 2004 Ungarn, die Slowakei und Slowenien, 2007 Rumänien und Bulgarien und 2013 Kroatien Mitglieder der Union geworden, wogegen sich die übrigen Länder im Kandidatenstatus befinden oder darum bemühen (Griechenland ist schon seit 1981 Mitglied der Europäischen Gemeinschaft). Das Interesse, sich der im *europäischen Westen* entwickelten Union anzuschließen,

beruht auf mehreren Motiven: eines davon ist, um das eigene politische System zu transformieren, ein zweites der Profit, zu einer Fülle von Förderprogrammen Zugang zu bekommen, wogegen ein drittes in jüngster Zeit an Bedeutung zugenommen hat, wenn es darum geht, angesichts der wachsenden militärischen Spannungen und wirtschaftlichen Krisen die äußere und innere Sicherheit zu stärken.

Der Südosten aus der Sicht des Westens

Wenn es darum geht, auch die umgekehrte Perspektive einer summarischen Betrachtung zu unterziehen, lohnt es sich, einem vergleichbaren roten Faden zu folgen. Demzufolge stellt sich eingangs die Frage, welche Zeitmuster bei der Wahrnehmung des *europäischen Südostens* von Seiten des *Westens* aus der geschichtlichen Entwicklung abgelesen werden können. Es wird schnell klar, dass die frühesten Anlässe, bei denen der *Südosten* mit dem *Westen* in Kontakt trat, von der geographischen Nähe gleichwie von den daraus ableitbaren Interaktionen abhingen. Diese Situation betraf die christliche Mission (8./9. Jahrhundert), als das bereits christianisierte Frankenreich mit den östlich und südöstlich benachbarten slawischen Siedlungsgebieten (Vorfahren der Slowenen, Kroaten, Serben und Bulgaren) in Berührung kam. Verstärkt wurde diese Fremderfahrung, nachdem die Magyaren in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Mitte des Kontinents heimgesucht und eine vehemente Abwehr ausgelöst hatten (Schlacht auf dem Lechfeld, 955). Als bald danach gehörte das christlich gewordene Königreich Ungarn zu den östlichen Randgebieten der lateinisch-katholischen Welt, wenngleich die Kontaktnahme hauptsächlich das Heilige Römische Reich betraf, aber keine noch westlicher gelegenen Länder. Auch die vom 16. bis 18. Jahrhundert andauernde Auseinandersetzung mit dem Osmanischen Reich gingen nur Teile des westlichen Länderkomplexes direkt an: Spanien und Venedig im Mittelmeer und die Habsburgermonarchie, Polen und Russland am Festland; der übrige *Westen* hatte mit *Europa südöstlich des Westens*

noch immer nichts Nachhaltiges zu tun (Eine der wenigen Ausnahmen ist der aus Kreta gebürtige Maler El Greco, der zur Entwicklung des manieristischen Stils in Spanien wesentlich beigetragen hat).

Die Situation änderte sich erst ab dem späten 18. Jahrhundert, als sich die sog. »Pentarchie« der europäischen Großmächte (Großbritannien, Frankreich, Österreich, Russland, Preußen) mit der sog. »Orientalischen Frage« zu befassen hatte, d. h. mit der Frage nach der Zukunft bzw. Nichtzukunft des Osmanischen Reiches. Die daraus bis zur Gegenwart anhaltende Dauerbefasstheit des *Westens* mit dem *Südosten* kennzeichnet: Die genannten Mächte waren sich zwar darin einig, dass es sich dabei um eine europa-relevante Frage handle, waren und sind sich aber kaum je einig geworden, wie darauf zu reagieren sei; ein Teil der Rivalitäten untereinander wurden und werden daher auf dem Rücken des *Südostens* ausgetragen. Außerdem betraf diese Befasstheit nur die Angehörigen der Politik, der Armeen und eines Teils der Wirtschaftskräfte, nicht aber die breite Bevölkerung in den westlichen Staaten. Für Letztere verblieb der *Südosten* außerhalb des eigenen Horizonts. Eine solche Wissensbeschränkung verfestigten im Lauf des 18. Jahrhunderts zusätzlich die entstehenden Enzyklopädien, aus deren Artikeln zu entnehmen ist, dass die eigene, d. h. *westliche* Welt im Vordergrund stand und deren innere Konsistenz auch davon abhängig gemacht wurde, sich gegenüber der *nichtwestlichen* Umgebung abzugrenzen. In diesem Sinne wurden die südöstlichen Provinzen der Habsburgermonarchie (Ostungarn, Siebenbürgen, Bukowina) gerade noch als Randgebiete der *europäischen* Zivilisation gewertet, wogegen alles östlich und südöstlich davon für breitere Kreise als *terra incognita* galt.

Eine neuerliche Wende bahnte sich an, als sich im Lauf des 19. Jahrhunderts in den westlichen Ländern eine zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit zugunsten des Südostens bildete; die Angehörigen jener gesellschaftlichen Plattform nahmen zwar wahr, dass auch im *Südosten* Menschen lebten, deren Schicksal *Europa* etwas angehe, doch gab es noch immer nur ganz punktuelle persönliche Erfahrungen, die das Bild dieser Nachbarschaft einer Bereicherung unterzie-

hen hätten können. (Keine andere Bewegung vermochte im Westen ein so starkes Echo hervorzurufen wie die Philhellenenbewegung im frühen 19. Jahrhundert.)

Eine bis zur Gegenwart anhaltende Phase der Wahrnehmungsgeschichte beruht darauf, dass vor allem seit Anfang des 20. Jahrhunderts zu unterschiedlichen Anlässen und über mehrere Generationen große Gruppen von Menschen aus *Europa südöstlich des Westens* in den *Westen* übersiedelten, sich dort niederließen und langsamer oder rascher integriert wurden (Emigranten, Kriegsflüchtlinge, Gastarbeiter). Dabei handelt es sich um keinen abgeschlossenen Prozess, denn er dauert noch immer an; ob er eines Tages dazu führen wird, dass im *Westen* die in den Ländern des *Südostens* lebende Gesellschaft ohne Wenn und Aber ebenso als zu *Europa* gehörig eingestuft werden wird, bleibt eine offene Frage.

Das sich verändernde Rezeptionsprofil im *Westen* zugunsten *Europas südöstlich des Westens* hängt – wie im umgekehrten Fall auch – davon ab, wer und wie viele Personen die Rezeption in welcher Form vornahmen. Im Mittelalter und auch noch in der Frühen Neuzeit waren dies nur ganz wenige Menschen, die über den *Südosten* Bescheid wussten, aber kaum je dahin gekommen waren, um sich selbst ein Bild zu machen (z. B. über Dynasten, politische Systeme, Kirchenverhältnisse, Raumordnungen). Die personellen Brückenelemente in jener, Jahrhunderte langen Phase waren Geistliche, Diplomaten und Soldaten, zu denen ab dem Spätmittelalter die Händler hinzukamen.

Eine sozio-strukturelle Erweiterung zeichnete sich ab, als sich ab dem 17. Jahrhundert Einzelpersonen oder kleine Gruppen aufmachten, um aus bloßem Wissensdurst z. B. in das Osmanische Reich zu reisen, um den dortigen Orient hautnah zu erleben und mittels Reisebeschreibungen zuhause darüber zu berichten. Zu derartigen Einzelunternehmen gesellten sich im 18. und 19. Jahrhundert mehrere Generationen von Forschern, die die örtlichen Sachverhalte genauer studierten und dokumentierten; ihnen ging es jedoch weniger darum, ein allgemeines Publikum, sondern vor allem Fachkreise zu informieren.

Mit dem Zeitalter der Dampfmaschine (Schifffahrt, Eisenbahn) eröffneten sich neue und erleichterte Möglichkeiten, in den Südosten zu reisen, doch lässt sich anhand zahlreicher Quellen ersehen, dass für das allgemeine Publikum die Fremdartigkeit des Osmanischen Reiches noch immer mehr Attraktivität als die nicht-osmanischen Facetten des *Südostens* besaßen. Einen neuen Schub der Befassung mit jenem Raum lösten die beiden Weltkriege aus, als Soldaten west- und zentraleuropäischer Staaten im Donau-Karpatenraum (Ungarn, Rumänien, Jugoslawien), in den Balkanländern (z. B. Serbien, Albanien, Griechenland) oder im Bereich der Küsten (z. B. Dardanellen) oder Inseln (z. B. Kreta) zum Einsatz kamen.

Die nächste Phase der persönlich vollzogenen Rezeption des *Südostens* durch Menschen aus dem *Westen* ist durch den Fremdverkehr gekennzeichnet, der nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Anfang nahm, bis zum Ende der 1980er Jahre jedoch im Wesentlichen auf die jugoslawische Küstenregion und auf Griechenland beschränkt blieb. Erst mit den 1990er Jahren hat sich das Spektrum touristischer Destinationen deutlich ausgeweitet (Schwarzmeer-Kreuzfahrten, Karpaten- und Balkanreisen).

Die jüngste Phase, die in den frühen 1990er Jahren eingesetzt hat und keinen abgeschlossenen Prozess darstellt, betrifft all jene Personen aus westlichen Ländern, die vor allem aus wirtschaftlichen Gründen nur befristet oder auf Dauer ihren Lebensmittelpunkt in eines der Länder des *europäischen Südostens* verlegt haben: Dafür in Betracht kommen Branchen wie das Bankenwesen, Versicherungsanstalten, die Hotellerie, industrielle Unternehmen (*Joint Venture*), Warenketten, Kraftstoff-Versorgungsfirmer, Forstbetriebe und Medienkonzerne.

Die Erläuterungen zur Perspektive über den *Südosten* von Seiten des *Westens* wären unvollständig, wenn man nicht auch die Motive anspräche, die ›den‹ *Westen* bewegten und bewegen, sich dem *Südosten* zuzuwenden. Freilich gibt es hierfür tausende von Einzelbeispielen, doch sollen im Folgenden nur jene angedeutet werden, die aus der Logik der Dichotomie der beiden Räume erklärbar sind.

Wirft man den Blick ins Mittelalter zurück, war die Ostexpansion des Frankenreichs der erste Schritt aus Richtung *Westen*, sich eines Teils des *Südostens* zu bemächtigen. Bei diesem Konzept ging es nicht primär darum, die slawischen Nachbarn zu integrieren, sondern eigene Sicherheitsbedürfnisse zu befriedigen. Auch die Politik der fränkischen Kirche, das Projekt der Slawenmission im Donauraum zum Scheitern zu bringen (Konstantin-Kyrill, Method), zielte darauf ab, das eigene Kirchensystem nicht zu gefährden. Dementsprechend ging die Initiative von *Westen* aus und nicht von den *südöstlich* benachbarten slawischen Bevölkerungen (heute: Mähren, Westslowakei, Westungarn, Karantanien). Einer solchen Initiative stand jene der ungarischen Könige im 12./13. Jahrhundert gegenüber, deren Herrschaftsgebiet sich zwar am östlichen Rand der westlichen (lateinischen) Welt befand, aus dem *Westen* (Mitteldeutschland) Kolonisten herbeizurufen, um das unzureichend besiedelte Karpatenterrain personell aufzufüllen (*Sachsen* in der Zips und in Siebenbürgen). Auch der von der Handelsrepublik Venedig vom Heiligen Land nach Konstantinopel umgeleitete Vierte Kreuzzug (1204) ging auf die Interessenslage der am Orienthandel gutverdienenden Patrizier zurück und nicht auf die in Not geratene christliche Bevölkerung im Nahostreich.

Auch für die lange Periode der Früh- und Spätneuzeit bis zur Gegenwart zeigt sich, dass der Interaktion des *Westens* mit dem *Südosten* mehr aktive als reaktive Momente zugrunde lagen bzw. liegen. Ein sich über das 16. bis 18. Jahrhundert hinziehende Phänomen betraf die so genannte *Türkensteuer*, die auf Veranlassung der Päpste vor allem im Heiligen Römischen Reich zu wiederholten Malen zu Geldsammlungen führte, um an der habsburgisch-osmanischen Front Abwehrmaßnahmen zu finanzieren. Der Wiener Hof war damals die treibende Kraft, doch war auch er es, der das Problem der Defension lösen musste und nicht die weiter im Westen gelegenen Länder. Im 19. Jahrhundert hingegen war das Zusammenwirken *Europas* maßgeblich, damit am Balkan Nationalstaaten entstehen und sich behaupten konnten. Es ist nicht leicht zu entscheiden, inwieweit dabei

der Ruf nach Hilfe aus dem *Südosten* mehr Ausschlag gab als das Verfolgen eigener, westlicher Interessen. Da der *Westen* mit seinen Errungenschaften als Vorbild für jene »neueuropäischen« (zeitgenössischer Originalton) Staaten herangezogen wurde, lag es aus Gründen des politischen Prestiges allemal nahe, Glaubwürdigkeit mittels Engagements zu verbreiten. Wenn man die beiden Weltkriege in Betracht nimmt, ist eindeutig, dass die Bereitschaft *westlicher* Mächte, den *Südosten* in ihr eigenes Kalkül einzubeziehen, eindeutig stärker war als die Anlässe einzugreifen, die vom Balkan stammten (Attentat von Sarajevo, 1914; Offiziersputsch in Belgrad, 1941). Auch das Engagement *westlicher* Staaten (bes. Frankreich, Belgien, Großbritannien) nach dem Ersten Weltkrieg, in die neu entstandenen Staaten des Donau- und Balkanraumes Kapital zu investieren, beruhte allem Anschein nach weniger auf der Solidarität für die neu etablierten politischen Systeme, sondern aus der Absicht, auf dem Kapitalmarkt jener Länder keine Konkurrenz zuzulassen. Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommt man auch, wenn man die Politik *Europas* gegenüber dem ex-jugoslawischen Kriegsschauplatz betrachtet: Es bedurfte erst einer massiven Gewalt-Eskalation (1991–1995), ehe sich der *Westen* entschloss, mehr als bloß substanzielle humanitäre und mediale Hilfe zu leisten, und auch die Vorgeschichte zur Intervention der NATO zugunsten der kosovarischen Bevölkerung (1999) zeigt, dass die Abklärung der politischen Willensbildung innerhalb des *Westens* (Europa, USA) viel Zeit und Energie beanspruchte und die Solidarität zu der betroffenen Bevölkerung nachrangig war.

Die Vorstellung in den westlichen Ländern, dass »es« mit der Geschichte von Europas Südosten keine nennenswerten Überlappungen gegeben habe, ist bei näherer Betrachtung irrig: Für die Richtigstellung bedarf es keiner Lektüre geschichtswissenschaftlicher Bücher, sondern bloß der Aufmerksamkeit an diversen Schauplätzen; dann finden sich genügend Anhaltspunkte, die Gegenbeweise liefern. Einige Beispiele sollen dies veranschaulichen.

Das Schloss Belvedere gehört zu den bekanntesten touristischen Zielen in Wien, und doch werden die wenigsten Besucher wissen,

dass es des kometenhaften Aufstiegs des Prinzen Eugen von Savoyen (1663–1736) bedurfte, ehe jener nicht nur über das entsprechende Renommee, sondern auch über die damit verbundenen materiellen Mittel verfügte, die es ihm erlaubten, den Bau dieses Schlosses und anderer Bauwerke in Wien und im Marchfeld, aber auch in Slawonien in Auftrag zu geben. Die berufliche und gesellschaftliche Karriere des gebürtigen Franzosen geht zwar nicht nur, aber doch in hohem Maß auf seine militärischen Einsätze auf dem Boden des heutigen Ungarn, Serbien, Kroatien und Bosnien-Herzegowina im ausgehenden 17. und im frühen 18. Jahrhundert zurück, die maßgeblich dazu beitrugen, dass die Habsburgermonarchie zu einer europäischen Großmacht aufsteigen konnte.



Schloss Belvedere in Wien, Österreich (Foto: Heppner)

Unzählige Reisende, die Jahr für Jahr die Hauptstadt Italiens aufsuchen, begeben sich u. a. dahin, um die antiken Stätten des einstigen Zentrums des Römischen Reiches zu besichtigen. Nur die wenigsten

nehmen zur Kenntnis, dass sich unweit des Colosseums in der Kirche San Clemente al Laterano eine Gedenkstätte befindet, die für die Geschichte ganz Europas von erstrangiger symbolischer Bedeutung ist. Wenn sich *West* und *Ost* im Lauf der Jahrhunderte immer wieder gegenüberstanden (aktuell im Krieg um die Ukraine), hat dies damit zu tun, dass im 9. Jahrhundert zwei aus dem Oströmischen Reich stammende Mönche die Anfänge einer eigenen slawischen Kirchen- und Schrifttradition aufbauten, die bis zur Gegenwart die Identitätsbildung im östlichen und südöstlichen Europa stark beeinflusst. Dies taten die Beiden nicht ›irgendwo im Osten‹, sondern in einem Gebiet, das heute zu Westungarn und zur Westslowakei gehört. Vom damaligen Papst Clemens I. aufgefordert, nach Rom zu kommen und von der Slawenmission zu berichten, verstarb der eine in Rom im Jahr 869 und wurde dort begraben: Es ist der später heiliggesprochene »Slawenapostel« Kyrill. Sein Bruder Methodius kehrte nach Pannonien zurück, wo er das Vorhaben, neben die lateinische und griechische auch eine slawische christliche Kultur platzieren zu können, aber nicht vorantreiben konnte. Seine Mitstreiter begaben sich nach (Nord-)Makedonien und vermochten dort dies fortzusetzen, was ihnen im Westen verwehrt geblieben war – die Übersetzung der Heiligen Schrift in eine slawische Sprache (»Kirchenslawisch«), die Entwicklung der kyrillischen Schrift sowie die Begründung der slawisch-orthodoxen Kirchentradition.



Grabmosaik zu Hl. Kyrill und Method in Rom, Italien (Foto: Heppner)

Die Reisenden in Italien, Slowenien, Kroatien, Montenegro, Albanien und Griechenland haben die Möglichkeit, an vielen Toren und Gebäuden als »Logo« der einstigen Handelsrepublik Venedig den Markuslöwen wahrzunehmen. Es ist zu vermuten, dass die Meisten sich über die Ursachen keine Gedanken machen. Dabei schleicht sich leicht der Fehler ein vor auszusetzen, dass Venedig »schon immer« ein als italienisch zu bezeichnender Faktor einzustufen sei. Auch wenn sich die Stadt seit ihrer Entstehung auf dem Boden des ehemaligen Exarchats von Ravenna am Nordufer der Adria befindet, gehörte die Lagunenzone vom 6. bis 12. Jahrhundert zum Oströmischen Reich.

Erst ab dem 11. Jahrhundert begann sich die »Serenissima« aus dem Verbund jenes Staates, dessen Zentrum im fernen Konstantinopel war, herauszulösen und dem griechischen Lehrmeister überlokaler Seefahrt, Geldwirtschaft und Diplomatie schrittweise den Rang abzulaufen. Die Ausdehnung Richtung Südosten führte dazu, dass sich Venedig im Schwarzen Meer, in Konstantinopel, in der Ägäis und Levante (Kreta, Zypern) sowie entlang der ostadriatischen Küste an zahlreichen Orten festsetzen konnte, noch ehe die Terra Ferma (das nördliche Hinterland Venedigs) eine politisch und wirtschaftlich tragende Rolle zugewiesen bekam.



Markuslöwe in Koper, Slowenien (Foto: Heppner)

Wer als Tourist nach Belgrad reist, wird in der Regel nicht davon ausgehen, dort auf historische Gebäude zu stoßen, deren Namen auf die Verschränkung mit etwas Westlichem hinweisen. Infolge der Zugehörigkeit der heutigen Hauptstadt Serbiens zum Habsburgerreich 1688–1699, 1717–1739 sowie 1788–1791 kam es zu diversen Bau-

ten, von denen die meisten heute nicht mehr existieren, doch sind manche Zeugen der einstigen Zugehörigkeit zu einem Nicht-Balkanland noch immer zu besichtigen: Eines der Beispiele ist das Tor, das den Namen »Karl VI.« trägt. Auch die viel besuchte Belgrader Festung »Kalemegdan« geht in ihrer heutigen Form überwiegend auf die einst »österreichische« Periode zurück.



Festungstor Kaiser Karl VI. in Belgrad, Serbien (Foto: Heppner)

Die Jahrhunderte lang bestehende und die Verhältnisse in *Europa südöstlich des Westens* nachhaltig prägende Präsenz des Osmanischen Reiches kann in puncto Bauten nur mehr in geringem Ausmaß

nachvollzogen werden. In den meisten Ländern, die einst zu diesem Großreich gehörten, sind diese Spuren weitgehend getilgt; etwas mehr Zeugnisse islamischer Architektur gibt es nur mehr dort, wo auch heute noch Muslime leben (Albanien, Kosovo, Bosnien).

Eine der Ausnahmen, bei denen osmanische Bauten nicht nur erhalten, sondern im *westlichen* Sinn umfunktioniert wurden, ist in der südungarischen Stadt Pécs (Fünfkirchen) zu sehen, wo die im Zentrum der Stadt befindliche Gazi-Khassim-Moschee, die auf die osmanische Periode (1540–1699) verweist, in eine katholische Kirche umgebaut worden ist. Aus diesem Grund zählt sie zu einem der wichtigsten Gebäude, die für den Fremdenverkehr beworben werden.



Gazi Khassim-Moschee in Pécs, Ungarn (Foto: Heppner)

Das nächste Beispiel befindet sich nicht allzu weit von Belgrad entfernt – im Zentrum des Banats, das zwischen 1552 und 1716 dem islamischen Kulturkreis angehörte. Danach ging es darum, nicht nur den gesamten Südosten des Königreichs Ungarn, sondern auch dessen ›Betriebszentrale‹ nach *westlichen* Mustern aufzubauen. Dazu gehörten nicht nur eine für damalige Verhältnisse moderne Befestigung, die Errichtung von Palais, Kasernen und einer Brauerei, sondern auch christlicher Kirchen. Für die zugewanderten Katholiken errichtete die Stadtgemeinde eine Domkirche, die niemand Geringerer als der namhafte österreichische Architekt Josef Emanuel Fischer von Erlach erbauen ließ. Das Bauwerk wurde 1754 geweiht und ist seither die Hauptkirche für die örtliche Diözese.



Katholischer Dom in Timișoara, Rumänien (Foto: Heppner)

Die meisten Touristen in Ljubljana werden keine Antwort finden, warum sich dort im Zentrum eine Säule zu Ehren von Napoleon Bonaparte I. befindet. Die so genannten »Franzosenkriege« werden gedanklich vom breiten Publikum vermutlich eher nach West-, Zentral- oder Nordosteuropa verortet, und kaum jemand weiß, dass sich Napoleon auch in Ljubljana, Graz und Wien aufgehalten hat. Infolge der kriegerischen Operationen zwischen Italien und der Habsburgermonarchie zogen französische Truppen 1797 und 1809 durch das Terrain des heutigen Sloweniens, Kärntens und der Steiermark und hinterließen viele Spuren der Erinnerung. Außerdem stellt die Einrichtung der so genannten »Illyrischen Provinzen« (1809–1813) eine für die Geschichte der slowenischen Nation besondere Episode dar: Jene Initiative kam aus Paris und fügte die von der slowenischen Bevölkerung besiedelten Gebiete zu einem politisch-territorialen Ganzen zusammen, das nach damals modernen französischen Organisationsprinzipien konzipiert war. Auch wenn jene Episode nur vier Jahre dauerte, bietet sie mit Hilfe des Denkmals in der Hauptstadt Sloweniens die Möglichkeit, auf die Verquickung mit der ›großen‹ Geschichte hinzuweisen.



Napoleonssäule in Ljubljana, Slowenien (Foto: Heppner)

Die meisten Betrachter der nächsten Abbildung werden annehmen, dieses Gebäude, vor dessen Vorderfront ein Springbrunnen zu sehen ist, befinde sich irgendwo in europäischen Westen. Dies ist aber nicht der Fall, denn es handelt sich um das Nationaltheater in Sofia (Bulgarien). Die neoklassizistische Architektur geht darauf zurück, dass das Wiener Architektenduo Ferdinand Fellner (1847–1916) und Hermann Fellner (1849–1919) nicht nur in Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich, sondern auch in Ungarn, Rumänien, Bulgarien und der heutigen Ukraine etliche Theaterbauten errichtete, die ihre stilistische Verwandtschaft untereinander erkennen lassen. Dieser Bau fällt in

eine Zeit, als die Balkanländer nach der Beseitigung der osmanischen Herrschaft fieberhaft damit beschäftigt waren, ihr Profil nach westlichen Kriterien auszurichten.



Ivan-Vazov-Theater in Sofia, Bulgarien (Foto: Heppner)

Unzählige Bereiche unter dem Sammelbegriff *Infrastrukturen* gehen auf Entwicklungsprozesse zurück, die in westlichen Ländern erfolgt sind und nach und nach in *Europa südöstlich des Westens* Eingang gefunden haben: die Dampfmaschine, die Eisenbahn, der Telegraf, das Telefon, die Fotografie, das Automobil, die Elektrizität, der Computer. Da es für derartige Erfindungen keine eigenen Begriffe gab, über-

nahm man meist die Fremdwörter in die jeweilige Nationalsprache. Eines der zahllosen Beispiele ist der Abbildung weiter unten zu entnehmen. Die 2014 in Montenegro gemachte Aufnahme zeigt den auf einen Felsen gesprayten Hinweis, dass unter der angegebenen Telefonnummer ein Autoabschleppservice gerufen werden kann.



Autošlep in Montenegro (Foto: Heppner)

Fazit

Es fällt auf, dass die Zuwendung der Menschen aus dem *europäischen Südosten* zum *Westen* weniger auf die Neugierde auf die westliche Nachbarschaft an sich zurückzuführen, sondern vor allem mit der Frage nach der eigenen Zukunft verknüpft worden ist. Diese Langzeit-Fokussierung ist kein automatischer Beweis, dass *westliche* Modelle besser wären als andere, sondern dass es kaum je andere gab, die als gleichwertig angesehen worden sind. Dies hängt im Wesentlichen

damit zusammen, dass die Entwicklung im *Westen* seit der Renaissance eine spezifische Richtung und Dynamik bekommen hat, zu der es keine echte Alternative gab: Weder das *russische* noch das *osmanische* Modell wurden ernsthaft in Betracht gezogen, noch verhielt der Verbleib in kleinräumigen, vormodernen Daseinsformen ruralen Zuschnitts, die Zukunft bestmöglich zu sichern.

Ein weiteres Kennzeichen der Zuwendung zum *Westen* ist, dass *Westen* für alle Teilregionen innerhalb des *Südostens* etwas anderes bedeutete bzw. bedeutet: Diejenigen Länder, die einst zu Venedig und zur Habsburgermonarchie gehört hatten, haben *Europa* (im Sinn von *Westen*) nie verlassen, wogegen jene Länder, die Jahrhunderte dem Einzugsgebiet des Osmanischen Reiches zugehörten, danach zu streben hatten, als Teile *Europas* (im Sinne von *Westen*) anerkannt zu werden bzw. nach 1989/91 nach *Europa* ›zurückzukehren‹.

Ein dritter Aspekt bezieht sich auf die unterschiedlichen Dimensionen des Wahrnehmungs- und Wertehorizonts: Während der Generaltrend innerhalb des *Südostens* darin bestand, sich von Generation zu Generation immer wieder neu auf den *Westen* zu fixieren, gibt es auf Seiten des *Westens* kein Äquivalent: hier ist die Globalisierung seit dem 16. Jahrhundert dominant, was zur Folge hat, dass das Thema *Europa südöstlich des Westens* nie mehr Platz einnahm und einnimmt als viele andere, auch auf andere Kontinente bezogene Themen.

Bibliographische Hinweise

Heppner, Harald (Hrsg.). 1997. *Die Rumänen und Europa vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag.

Heppner, Harald, Olga Katsiardi-Hering (Hgg.). 1998. *Die Griechen und Europa. Außen- und Innensichten im Wandel der Zeit*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag.

Heppner, Harald, Rumjana Preshlenova (Hrsg.). 1999. *Die Bulgaren und Europa von der Nationalen Wiedergeburt bis zur Gegenwart*. Sofia: Akademie Verlag Prof. Marin Drinov.

Heppner, Harald. 2003. »Europa-Bilder und ihre theoretischen Grundlagen«. In Georg Michels (Hrsg.). *Auf der Suche nach einem Phantom? Widerspiegelungen Europas in der Geschichtswissenschaft*. 21–43. Baden-Baden: Nomos Verlag.

Heppner, Harald (Hrsg.). 2019. *Attraktionen und Irritationen. Europa und sein Südosten im langen 19. Jahrhundert*. Berlin: Verlag Peter Lang.

Miladinović Zalaznik, Mira and Dean Komel (Eds.). 2020. *Europe at the Crossroads of Contemporary World. 100 years after the Great War/Europa an den Scheidewegen der gegenwärtigen Welt. 100 Jahre nach dem großen Krieg*. Ljubljana: Institute Nova Revija.

Miladinović Zalaznik, Mira und Dean Komel (Hrsg.). 2021. *Europa östlich des Westens. 30 Jahre Transition /Europe East of West. 30 years of Transition*. Ljubljana: Institute Nova Revija.

Ergänzungen

OLGA KATSIARDI-HERING

Zu der anregenden Einführung von Harald Heppner möchte ich mit manchen Gedanken beitragen. Ich komme aus einem Land, in dem man bis heute diese Dichotomie erlebt. Man fragt sich sehr oft, was sich schon im 19. Jahrhundert ein Schriftsteller und Politiker, Emmanouil Roidis, fragte (und schrieb): »Was ist Griechenland, Ost oder West«? Ähnliche Positionen wurden von Gelehrten des 18. Jahrhunderts formuliert, um hier gar nicht erst auf das 14. und 15. Jh. zurückzugreifen. Die Dichotomie von Ost und West soll in der Römerzeit begonnen haben und vertiefte sich während der Existenz des östlichen Teils des Römischen Imperiums. Der ab dem 18. Jahrhundert – mit Recht – als *Byzantinisches Imperium* bezeichnete östliche Teil dieses Imperiums erlebte jahrhundertlang diese Dichotomie.

Die Invasionen der germanischen Stämme führten zum Zerfall des Römischen Imperiums. Die *östlichen* Kaiser betrachteten sich selbst

als Nachfolger des Großen Römischen Imperiums – eine Betrachtungsweise, die im Westen kaum akzeptiert wurde. Der Terminus *Graecus* erhielt eine negative Konnotation, welches im Begriff *Graeculus* (Γραικύλος noch verstärkt wurde (Hunger 1986). Die episodische Gesandtschaftsreise des Bischofs Liutprand von Cremona im 10. Jahrhundert nach Konstantinopel verkörperte all die negativen Spannungen, die entstanden waren, nachdem Karl der Große vom Papst zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gekrönt worden war (Koder 1980). Diese Spannungen verschärften sich mit dem Schisma der östlichen und römisch-katholischen Kirchen im Jahr 1054, vor allem aber mit der Eroberung Konstantinopels (1204–1261) durch die »Lateiner«. Damals begann der Zerfall des Oströmischen Reiches und fand seinen Abschluss mit der Eroberung durch die Osmanen. Das Scheitern des Konzils von Ferrara-Florenz (1438/39) hatte die Brücken jedweden Dialogs gekappt: Die »Mauern« zwischen *Ost* und *West* hatten sich verfestigt.

Diese »Mauern« spiegeln sich auch in der Verwendung des Begriffs *Graecus*/*Griechen*/*Greco* für die Orthodoxen des Orients von Seiten der westlichen Mächte (sehr oft mit negativen Nuancen) – Begriffe, die erst zur Zeit der Renaissance manchmal mit einem positiven Vorzeichen bekleidet wurden. Auf der anderen Seite haben die Kaiser des Östlichen Römischen Kaisertums den Begriff *Römischer/Romios* für ihre Untertanen verwendet (Katsiardi-Hering u. a. 2018). Dieser Begriff wurde als *Rum* von den Osmanen für deren Untertanen weiterverwendet. *Romios*, *Rum*, *Aromun*, *Roman* sind Begriffe, die man im Zeitalter der Nationalismen bei verschiedenen Völkern in Südosteuropa als Selbstbezeichnung antrifft.

Die Etablierung der Osmanen in Südosteuropa trug zur Vertiefung der Kluft mit dem Westen bei. Erst im 16. Jahrhundert und vor allem ab Ende des 17. Jahrhunderts hat der Okzident gegen die Osmanen wirksam reagiert, und es ist kein Zufall, dass sie ihren Koalitionen den Namen »Sacra Liga« gegeben haben. Die Religion spielte also die zentralste Rolle bei der Dichotomie.

Durch die lange andauernde osmanische Herrschaft am Balkan haben dessen Völker keine Renaissance erlebt, mit Ausnahme der

von Venedig regierten Gebiete (Kreta, Zypern, Ionische Inseln, Dalmatien). Und hier findet man den Kernpunkt der Spaltung des griechischen Volkes und der griechischen Gesellschaft zwischen Ost und West, worüber ich am Anfang sprach. Das Meer spielte hier folglich eine wichtige Rolle. Die von Venedig beherrschten Gebiete gehörten seinem *Stato da Mar*. Das Mittelmeer und die Seewege halfen den Griechen, Ost und West zu überbrücken.

Bis heute sieht man, wenn man durch Europas Südosten reist, die Unterschiede zwischen den Ländern, die unter der habsburgischen, der osmanischen oder der venezianischen Herrschaft gelebt hatten. Auch wenn man nach 1989 über den Neuanfang innerhalb der Nationen Südosteuropas viel diskutiert hat, kann man die historischen Langzeitauswirkungen in der Wirtschaft und im Alltagsleben im Vergleich zum so genannten *Westen* feststellen. Die sozialökonomische Kluft wurde bis jetzt nicht überbrückt. Was Griechenland betrifft: Während der Wirtschaftskrise in den Jahren 2010–2020 wurde man erneut überzeugt, dass manche negative Stereotype¹, ja sogar eine Arroganz gegenüber den Griechen und den übrigen Balkanbewohnern in Westeuropa sehr tief verwurzelt sind.

Bibliographische Hinweise

Hunger, Herbert. 1986. *Graeculus perfidus / 'Ιταλός ιταμός': Il senso dell'alterità nei rapporti Greco-romani ed italo-bizantini*. Rom: Unione Internazionale degli Istituti di Archeologia.

Katsiardi-Hering, Olga, Anastasia Papadia-Lala, Katerina Nikolaou und Vangelis Karamanolakis (Hrsg.). 2018. *Έλλην, Ρωμηός*,

1 Es sei an einige Artikel in europäischen Zeitungen hingewiesen: kuz. »Stinkefinger vor Gericht«. 20. 4. 2011. 1. 5. 2023. <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/griechenland-vs-focus-stinkefinger-vor-gericht-a-758160.html>; »Integration in der Eurokrise. Schämt Euch, ihr Versager!« 25.11. 2011. 1. 5. 2023. <https://taz.de/Integration-in-der-Eurokrise/!5106803/>; Wall, William. 14. 2. 2012. 1. 5. 2023. »Shame on Europe for betraying Greece«. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2012/feb/14/europe-betraying-greece>.

Γραικός. Συλλογικοί προσδιορισμοί και ταυτότητες [Hellene, Römer, Griechen. Kollektive Sammelbegriffe und Identitäten]. Athen: Evrasia.

Koder, Johannes. 1980. *Liutprand von Cremona in Konstantinopel. Untersuchungen zum griechischen Sprachschatz und zu realienkundlichen Aussagen in seinen Werken*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Internetquellen

kuz. »Stinkefinger vor Gericht«. 20. 4. 2011. 1. 5. 2023. <https://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/griechenland-vs-focus-stinkefinger-vor-gericht-a-758160.html>.

»Integration in der Eurokrise. Schämt Euch, ihr Versager!« 25.11. 2011. 1. 5. 2023. <https://taz.de/Integration-in-der-Eurokrise/!5106803/>.

Wall, William. 14. 2. 2012. 1. 5. 2023. »Shame on Europe for betraying Greece«. <https://www.theguardian.com/commentisfree/2012/feb/14/europe-betraying-greece>.

GABRIELLA SCHUBERT

Zur Dichotomie von *Westen* und *Europas Südosten*, die von Harald Heppner in diesem Band thematisiert wird, ist als bis heute vorherrschende Unkenntnis des Westens für die Eigenständigkeit und wechselhafte historische Entwicklung der Region zu beklagen, die sich in Unverständnis äußert. Hinzu kommt die Angst vor den immer wieder aufflammenden Konflikten in der Region. Angesichts der alles überschattenden Aufmerksamkeit für die Ukraine gibt es im Westen weiterhin ein Desinteresse für die Region. Anstrengungen, die noch nicht zur Europäischen Union gehörigen Länder des Südostens zu integrieren, sind daher zurzeit nicht zu verzeichnen.

ALEŠ MAVER

Ich danke Harald Heppner und anderen Beiträgern für die wertvollen Einsichten im Zusammenhang mit der Dichotomie zwischen Ost und West in Europa. Ich möchte dem Gesagten drei Punkte hinzufügen, die meiner Meinung nach für das Verständnis der Entstehung und auch Hartnäckigkeit dieser Dichotomie von Belang sein könnten.

Erstens, wir haben es mit einem Paradox zu tun. Geschichtlich gesehen, waren viele Teile des Ostens oder Südostens Europas kulturell viel diverser als der europäische Westen. Denken wir nur an die Stadt Saloniki, an das Großfürstentum Litauen, die Bukowina, die Südukraine, Siebenbürgen oder die Vojvodina. Durch Kriege, ethnische Säuberungen und die Shoah des 20. Jahrhunderts hat sich dieser Charakter mancherorts verändert, während der Westen nach dem Zweiten Weltkrieg diverser wurde. Und jetzt werfen die Westeuropäer dem Osten vielfach vor, die Diversität nicht genug zu verstehen. Gleichzeitig war die Angst vor dem Wiedererwachen der mittel- und osteuropäischen Nationalismen eines der prägenden Merkmale im Verhältnis der »alten« demokratischen Staaten in Europa zu den früheren »Mitgliedern« der sogenannten »sozialistischen Gemeinschaft« unter sowjetischer Vorherrschaft. Diese Angst wurde noch dadurch gesteigert, dass etliche ehemals sozialistische Länder ihre Identität auf ihren Vorkriegsgeschichten aufbauen und das halbe Jahrhundert der kommunistischen Herrschaft als einen Irrweg abtun (das gilt für Slowenien natürlich nicht). In dieser Hinsicht ist so manchem Westeuropäer ein schicksalhafter Fehler unterlaufen, denn man übernahm vielfach die Vorstellung, dass postkommunistische Kräfte in diesen Ländern, die ja in der Nachfolge einer linken und daher – wenigstens auf dem Papier – fortschrittlichen Ideologie stehen sollten, eine Garantie für den Erhalt der Diversität in der Gesellschaft anbieten könnten. Hier würde schon ein Blick auf Slobodan Milošević oder auch auf Todor Živkov oder Nicolae Ceaușescu mit ihren antitürkischen bzw. antimagyarischen und antideutschen Kampagnen genügen, um die Naivität solcher Ansichten zu unterstreichen.

Es muss noch gesagt werden, dass die angesprochene kulturelle Vielfalt des europäischen Ostens im westlichen Teil des Kontinents schon seit geraumer Zeit idealisiert wird, was vor allem in den letzten Jahrzehnten dazu führt, dass man diese Vielfalt aufrechtzuerhalten oder sogar wiederherzustellen versucht.

Noch schwerwiegender wiegt natürlich, dass im Westen eine echte Erfahrung des kommunistischen politischen und gesellschaftlichen Systems nach dem Zweiten Weltkrieg vollständig fehlt. Schlimmer noch, weite Teile der westeuropäischen intellektuellen Elite sahen (oder sehen) im osteuropäischen Sozialismus, den sie gar nicht kannten, eine »begehrten« Alternative zum einheimischen Kapitalismus und zur parlamentarischen Demokratie, was ihm einen hohen Stellenwert einbrachte. Dabei spielte auch die Bewunderung des sowjetischen Beitrages zum Sieg über Hitler eine nicht unwichtige Rolle.

Drittens möchte ich auch das Thema der Orthodoxie ansprechen, wie das Konrad Clewing getan hat. Hier beobachten wir vor allem in Russland eine interessante Entwicklung. Die Russisch-orthodoxe Kirche hat schon früh eine folgenschwere Richtungsentscheidung getroffen. Bereits unter Boris Jelzin und dem Patriarchen Alexius II. hat sie in westlichen Einflüssen eine größere Gefahr für ihre Rolle in der russischen Gesellschaft gesehen als in den überall gegenwärtigen Rezidiven der langjährigen kommunistischen Herrschaft, durch die die russische Orthodoxie ziemlich erfolgreich dezimiert wurde. Trotzdem bildete sich schon in den 1990er Jahren ein seltsames Bündnis zwischen der Kirche und der wiedererrichteten kommunistischen Partei, das Veränderungen des liberalen gewesenen Religionsgesetzes anstrebte. Unter diesen Umständen ist es der Russisch-orthodoxen Kirche bis heute nicht wirklich möglich, sich gegen eine immer intensivere Re-Sowjetisierung der russischen Gesellschaft und Politik in den zwei Jahrzehnten des Putin-Regimes zu positionieren. Deswegen ist es auch eine Illusion, die in einigen konservativen Kreisen in Westeuropa und auch in den USA ziemlich lebendig ist, dass eine solche Orthodoxie als ein Korrektiv zur Vorherrschaft des sozialliberalen Gedankengutes in der Europäischen Union von heute dienen kann.

Nachwort

MIRA MILADINOVIĆ ZALAZNIK und HARALD HEPPNER

Der Begriff *Nachwort* enthält mehrere, für den vorliegenden Zusammenhang wichtige Aspekte: Was auf bestimmte ›Mitteilungen‹ folgt, bezieht sich auf sie und bleibt ›in der Luft‹ hängen, wenn man sich der vorausgehenden Informationen nicht bedient hat; das Suffix *-wort* deutet hingegen an, dass es einer Leserschaft bedarf, damit die ›Botschaften‹ Wissen und Verständnis erzeugen können; das Präfix *Nach-* hingegen sagt aus, dass es sich um einen Rück- und um keinen Vorausblick handelt.

Wie eingangs angemerkt, besteht das Ziel dieses Kompendiums darin, den Verlauf und das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung in *Europa südöstlich des Westens* anhand ausgewählter Themenfelder weniger zu schildern als zu erklären, um damit die Komplexität der Lage im 21. Jahrhundert plausibel zu machen. Die Fragen, was zu *Europa südöstlich des Westens* gezählt werden kann, aber ebenso auch, ob es einen Sinn hat, eine derartige räumliche Fokussierung vorzunehmen, weil eine solche stets die Gefahr in sich birgt, eine ausgrenzende Wirkung zu erzielen, müssen offenbleiben. Dennoch gibt es zwei Beweggründe, die für die Publikation sprechen: Zum einen stößt man in allen westlichen Ländern täglich auf Belege, wonach das Wissen zu Europas Südosten entweder gar nicht existiert oder von vielen Mängeln gekennzeichnet ist, weshalb die in diesem Band enthaltenen ›Botschaften‹ ein wenig abhelfen können. Zum anderen werden die Probleme unterschiedlichster Art zwischen Europas Südosten und der Europäischen Union noch geraume Zeit fortwirken; sie zu beheben stellt eine Herausforderung dar, die man nur meistern kann, wenn man auch deren historische Ursachen kennt.

Und noch etwas gilt es anzumerken: Geschichte besteht nicht aus geradlinigen und unumkehrbaren Verläufen. Der Hintergrund für den stofflichen Horizont dieses Sammelwerkes gibt die bisherige Entwicklung am europäischen Kontinent ab: Demnach hat sich aus der Nachbarschaftslage kleiner Regionen nach und nach der auch in über-

seeische Terrains (Kolonien) präsente *Westen* herausgebildet, dessen Profilierung über viele Generationen Unterscheidungen und Abgrenzungen zu anderen Teilen des Kontinents hervorgerufen hat. Im Fall *Europas südöstlich des Westens* ist beobachtbar, dass die in jenen Ländern lebenden Menschen seit dem 18. Jahrhundert darum bemüht sind, den Anschluss an den *Westen* herzustellen, ohne dabei ihre historisch gewachsenen Eigenarten und Identitäten aufgeben zu müssen. Dieser Prozess scheint vorerst noch offen zu sein. Am Beispiel der aktuellen Lage in und um Russland ist festzustellen, dass es auch ein *Europa östlich des Westens* gibt, das sich einer Annäherung oder gar Vereinnahmung tendenziell widersetzt. Auch dieser Prozess ist offen, doch liegen vorerst keine Indizien vor, die für eine rasche und systemische Trendwende sprechen. Diese Dichotomie innerhalb Europas nutzen bestimmte politische Kräfte innerhalb *Europas südöstlich des Westens* aus, um daraus Nutzen zu ziehen. Eine solche Lage veranschaulicht, dass die allgemeine Entwicklung kein gebündelter Strang ist, sondern sich immer wieder neu verästelt und deshalb so schwierig vorhersehbar geschweige denn steuerbar ist.

Der Kern für dieses Problem besteht in dem Umstand, dass im *Westen* nach und nach Modelle, wie die ›Welt‹ zu verstehen, aber auch zu gestalten sei, entwickelt worden sind, bei denen die Kategorie *Mensch* gegenüber abstrakten und anonymen Konstruktionen ins Hintertreffen geraten ist. Menschen – als Individuen ebenso wie als Kollektive – handeln am laufenden Band in hohem Maß irrational, und dies stellen Variable dar, die in den im Westen entwickelten Modellen nur unzureichend Platz finden. Deshalb wird es zur Stabilisierung in Europa (und darüber hinaus) unverzichtbar sein, auch den Menschen innerhalb *Europas südöstlich des Westens* zuzugestehen, dass sie die gleichen Stärken und Schwächen wie anderswo auch haben und daher keine ›Anderen‹ sind, die man entweder ausgrenzt oder – was noch schwerwiegender ist – ignoriert.

Autorinnen und Autoren

KONRAD CLEWING

PhD, Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung, Regensburg,
Deutschland

clewing@ios-regensburg.de

HARALD HEPPNER

Ao. Univ. Prof. i. R. PhD, Karl-Franzens-Universität, Graz, Österreich

harald.heppner@uni-graz.at

OLGA KATSIARDI-HERING

Em. Univ. Prof. PhD, Nationale und Kapodistrias Universität, Athen, Griechenland

olkats@arch.uoa.gr

MIRA MILADINović ZALAZNIK

Univ. Prof. i. R. PhD, Institut Nova revija für Humanistik, Ljubljana, Slowenien

mira.miladinovic-zalaznik@institut-nr.si

EVA KOWALSKA

Dr. sc., Institut für Geschichte, Slowakische Akademie der Wissenschaften,
Bratislava, Slowakei

eva.kowalska@savba.sk

ALEŠ MAVER

Ao. Univ. Prof. PhD, Philosophische Fakultät der Universität Maribor, Maribor, Slowenien

ales.maver@um.si

GABRIELLA SCHUBERT

Em. Univ. Prof. PhD, Institut für Slawistik und Kaukasusstudien, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Deutschland

G.Schubert@uni-jena.de

Europa südöstlich des Westens

Historische An- und Einsichten

Herausgegeben von:

Mira Miladinović Zalaznik und Harald Heppner

Humanistische Reihe INR

Herausgeber der Reihe: Dean Komel, Tomaž Zalaznik

Wissenschaftliche Rezensionen:

Em. Prof. i. R. PhD Stane Granda, Ljubljana (Slowenien)

Mag. PhD. Ulrike Tischler-Hofer, Karl-Franzens-Universität Graz,
Institut für Geschichte / Südosteuropäische Geschichte (Österreich)

Korrekturlesen:

Harald Heppner, Mira Miladinović Zalaznik und Sydney Shiller

Gestaltung und Umbruch:

Žiga Stopar

Druck:

Print on demand, DEMAT d.o.o.

Verlag:

Inštitut Nove revije, zavod za humanistiko

www.institut-nr.si; institut@nova-revija.si

Alle Rechte für diese Ausgabe liegen beim Verlag

Nachnutzung auf Medien aller Art bedarf einer schriftlichen
Genehmigung

Preis: 26 €

Ljubljana 2023

ARCHIVCI. FRA
MDCC
CIV

